Należytość pocztową opłacono ryczałtem.
Die Postgebühr ist bar bezahlt.

Erscheint wöchentlich

Ost-Deutsches Volksblatt

Bezugspreis: Jährlich: Polen 12 zł, Deutschland 10 Gmk, Amerika 2½ Dollar, Tschechoslowakei 80 K, Oesterreich 12 S. Vierteljährlich 3.00 zł, Monatlich: 1,20 zł. Einzelfolge: 30 Groschen.

Enthält die amtlichen Mitteilungen des Verbandes deutscher landwirtschaftlicher Genossenschaften in Kleinpolen z. s. z o. o. we Lwowie.
Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.
Schriftleitung und Verwaltung: Lwów (Lemberg), Zielona 11. Telefon 106-38

Anzeigenpreise: Gewöhnl. Anzeigen jede mm - Zeile Spaltenbreite 36 mm 15 gr, im Textteil 90 mm breit 60 gr. Kl. Anz. je Wort 10 gr. Kauf, Verk. Familienanzeigen 12 gr. Arbeitsuch 5 gr. Auslandsanzeige 50% teurer, bezw. Wiederholung Rabatt

Folge 4 — Lemberg, am 22. Januar (Eismond) 1933 — 12. (26.) Jahr

Der Krieg im Fernen Osten und seine Wirkung auf die Abrüstungskonferenz

Wenn am 23. Januar die Genfer Abrüstungskonferenz zu einer einleitenden Bürositzung zusammentreten wird, so sind die Probleme, die um das Wort „Abrüstung" kreisen, in den letzten Monaten nicht einfacher, sondern unendlich komplizierter geworden. Der japanische Vormarsch in der Provinz Jehol und die Einnahme von Schanhaikwan haben auch dem fanatischsten Völkerbundtheoretiker gezeigt, daß es trotz Genf und seines grünen Tisches noch Gegensätze in der Welt gibt, die lebensstarke Völker nur mit Waffengewalt zu lösen gesonnen sind. Das Gebiet zwischen Mukden und Peking bildet trotz aller Ableugnungen der Japaner bereits heute einen einheitlichen Kriegsschauplatz. Und wenn nicht alles täuscht, gilt der weitere japanische Vorstoß auf Tientsin und Peking dem Herausbrechen eines zweiten „unabhängigen" Staates nach dem Muster von Mandschukuo aus dem Gesamtkörper Chinas. In einer solchen Lage wird die Ohnmacht des Völkerbundes auch denen langsam klar, die ihn für fähig gehalten hatten, „den Schiedsrichter der Welt" zu spielen. Die im Völkerbund vertretenen Großmächte einschließlich Amerika stehen angesichts des mandschurischen Krieges Gewehr bei Fuß, weil sie fürchten, bei einem etwaigen Einschreiten mehr zu verlieren als zu gewinnen. Und wenn geschickte japanische Politik ihnen einzeln dieses oder jenes Stück der Beute verspricht, pfeifen sie auf Genf und die so oft und nachhaltig gepriesene Solidarität.

Für die deutsche Vertretung (für das Reich wird der Botschafter Nadolny an der Sitzung teilnehmen) sind die Ereignisse im Fernen Osten von ausschlaggebender Wichtigkeit, weil mit ihnen auch die Stellung der Großmächte insgesamt zur Abrüstungsfrage in enger Verbindung steht. Ohne Zweifel wird Frankreich natürlich auch weiterhin alles tun, um seine bekannten Sicherheitspläne zu verwirklichen. Für die französische Regierung bildet nach wie vor die Genfer allgemeine Schiedsgerichtsakte vom 1928 die Basis seiner Wünsche auf Sicherheit. Und die Gefahr für Deutschland liegt auch nach dem Fünfmächte-Kompromiß vom 11. Dezember v. J. darin, daß Abrüstung und Sicherheit verquickt werden und von seiten Frankreichs die Forderung aufgestellt wird, daß der Völkerbundsrat als schiedsrichterliche Instanz anerkannt werden soll. Scheitert die Konferenz in irgend einer Form, so wird Frankreich alles daran setzen, um die Schuld daran Deutschland zuzuschieben und dieses als Sündenbock erscheinen zu lassen.

Demgegenüber muß mit aller Klarheit darauf hingewiesen werden, daß vor allem die Stellung Amerikas zur Abrüstungsfrage heute eine andere ist als noch vor Monaten. Seitdem es durch die Bedrohung seiner vitalen Interessen im Fernen Osten vor allem an der Frage der Seeabrüstung desinteressiert ist, wird es voraussichtlich den Versuch machen, die Genfer Verhandlungen zu verschleppen. Und man möge sich in diesem Zusammenhang an den Vorschlag einer Vertagung erinnern, den Norman Davis kurz vor der Ankunft des Reichsaußenministers von Neurath am 5. Dezember v. J. in Genf gemacht hat. Aehnliche Vorstöße werden voraussichtlich folgen und bei den diplomatischen Gepflogenheiten bedarf es der ganzen Aufmerksamkeit der deutschen Vertretung, die Ziele solcher Vorstöße zu erkennen.

Der deutsche Reichsaußenminister hat in der Vollversammlung der Liga der Nationen im Dezember v. Js. zum ersten Male mit aller Deutlichkeit auf die Verbindung des Fernostproblems mit der Abrüstungsfrage hingewiesen. Und es ist vor allen Dingen das Problem der Universalität der Abrüstung, an dem Deutschland immer wieder festhalten muß. Sowohl Frankreich als auch Amerika werden angesichts des japanisch-chinesischen Konfliktes eine Teilung des Abrüstungsproblems in einen universalen und einen europäischen Abschnitt propagieren. Und wenn auch England und Italien einer solchen Teilung bisher mit einer gewissen Skepsis gegenübergestanden haben, so dürfte doch hier ein Kompromiß unschwer zu erreichen sein, der schon dadurch im Sinne Amerikas liegen wird, als damit das Problem der Seeabrüstung aus dem schwierigen Komplex der europäischen Fragen mehr und mehr herausgenommen ist. Es bliebe dann lediglich das europäische Landabrüstungsproblem. Und hier dürfte es jedem Einsichtigen klar sein, daß es Frankreich gelingen würde, die deutschen Ansprüche zurückzuschrauben und zu sabotieren.

So ist es für Deutschland von ausschlaggebender Wichtigkeit, an der Universalität der Abrüstung festzuhalten und damit auch die Seeabrüstung in das Gebiet der Konferenz einzubeziehen. Erst dann wird es sich erweisen, daß die Konferenz nicht an Deutschland scheitert, sondern daß sie eigentlich bereits gescheitert ist an dem „frisch-fröhlichen Krieg" der Japaner und an der Unmöglichkeit für Amerika, einer wirklichen Seeabrüstung zuzustimmen, solange die Verhältnisse im Fernen Osten so ungeklärt bleiben, wie sie es heute sind.

So wird es in Genf nicht an Sabotageversuchen, Intrigen und scharfen Zusammenstößen fehlen. Die Reichsregierung hat im Sinne des deutschen Volkes, des Deutschtums insgesamt und im Interesse der Befriedung der Welt die Pflicht, mit einem festen einheitlichen Plan an die Konferenz heranzugehen. Jeder falsche Optimismus und jedes Vertrauen zu dem guten Willen der anderen wäre von Uebel. Solange die Kanonen Japans im Fernen Osten sprechen, steht „Abrüstung" bei den anderen in schlechtem Kurs. Auch wenn die Vertreter der Großmächte am grünen Tisch in Genf sitzen, ist anzunehmen, daß sie den theoretischen Ausführungen der einzelnen Redner nur mit einem Ohre zuhören. Das andere lauscht auf den Kanonendonner im fernen China.

Winterüberlegungen für die Frühjahrsbestellung

Im Frühjahr ist der Boden möglichst wenig zu bearbeiten. Gepflügt darf nur in den Fällen werden, wo Stallmist unterzubringen ist. Alles Feld müßte schon im Herbst tief umgeackert worden sein. Dann hat der Frost während des Winters den Boden wunderbar gelockert, und die Arbeit im Frühjahr ist leicht. Im zeitigen Frühjahr wird der Boden abgeschleppt und durch spätere Bearbeitung mit Grubber und Eggen für die Saat fertiggemacht.

Die wichtigste Frühjahrsarbeit ist ein frühzeitiges Abschleppen. Das geschieht am besten mit mehrgliedrigen Ackerschleppen oder durch umgekehrte Eggen, die mit Steinen oder Balken beschwert werden. Das Abschleppen hat folgende Vorteile: Da die Ackerschleppe nicht in den Boden hineingreift, sondern über ihn weggleitet, kann sie schon sehr frühzeitig angewendet werden. Die Frühjahrsbestellung wird dadurch früher begonnen und auch früher vollendet. Frühe Saat aber bedeutet immer Gewinn. Durch das Schleppen wird die rauhe Pflugfurche eingeebnet und so der Acker vor dem Austrocknen bewahrt. Die Winterfeuchtigkeit wird besser erhalten. Die Schollen, die bei dieser Arbeit unzertrümmert bleiben, werden in den Boden hineingedrückt und bleiben dadurch feucht und weich. Durch nachfolgende Bearbeitung mit Grubber und Eggen können sie dann leicht zerschlagen

werden. Der Boden wird durch das Abschleppen nicht nur an der Oberfläche, sondern auch tiefer hinab in einen lockeren und schütteren Zustand versetzt. Eine ganze Anzahl von Unkrautsämereien gelangt zum Keimen und kann bei der nachfolgenden Bearbeitung vernichtet werden. Die Anwendung der Ackerschleppe erleichtert die folgenden Bestellungsarbeiten ganz wesentlich. Man kann sie daher gar nicht oft genug empfehlen. Unter besonderen Verhältnissen stellen sich jedoch der Anwendung der Ackerschleppe Schwierigkeiten in den Weg — nämlich dann, wenn der Boden sehr stark verschlämmt oder zusammengeflossen ist. Hier greift die Schleppe nicht an. Diesem Uebelstande kann man aber leicht abhelfen, wenn man in den ersten Balken der Schleppe kurze Eggenzinken einschraubt. An einzelnen besonders gepreßten und verschlämmten Stellen empfiehlt es sich unter Umständen, zuerst zu grubbern — um überhaupt erst einmal den Boden locker zu bekommen — und dann zu schleppen.

Nach dem Abschleppen erfolgt das Düngerstreuen für Sommergetreide. Es sollte Grundsatz sein, zu Sommergetreide, soweit gedüngt wird, nur Vorratsdüngung, nie spätere Kopfdüngung zu geben, damit er zur rechten Zeit zur Wirkung kommt.

Nach dem Abschleppen und Düngerstreuen muß man danach trachten, den Boden möglichst wenig mehr zu bewegen. Am besten ist es — und das muß in vielen Fällen genügen, — wenn man nur eggt und dann drillt. Wenn aber schwerer und besonders leicht verschlämmter Boden nach dem Abschleppen durch Platzregen zusammengeflossen und sehr hart geworden ist, dann muß man versuchen, durch wiederholtes Eggen mit schweren eisernen Eggen ein genügend lockeres Saatbett herzustellen. Sollte aber auch das nicht ausreichen und der Kultivator angewandt werden müssen, dann darf dieser nur so flach wie möglich eingestellt werden. Hinterher ist sofort wieder zu eggen. Es wäre grundverkehrt, den Krümmerstrich auch nur einige Stunden dem Winde und der Sonne auszusetzen. Ein Austrocknen und Verhärten des Bodens würde die Folge sein.

Zu den Ausnahmefällen sollte es heutigentags gehören, daß ein Acker im Frühjahr noch einmal gepflügt werden muß. Die Frühjahrsackerung bedeutet jedesmal Verluste. Die Bestellung verursacht größere Kosten und wird außerdem verzögert und verschlechtert. Ein Pflügen im Frühjahr kann besonders schlimm werden, wenn der Boden schwer ist und in feuchtem Zustande sich befindet. Die Hohlräume, welche zwischen den einzelnen Bodenteilchen noch vorhanden sind, werden dann durch den Pflug zugeschmiert. Der Schaden eines zu feuchten Pflügens macht sich besonders beim Abtrocknen geltend. Die Schollen verhärten, werden glashart. Man spricht geradezu von einem Zementieren des Bodens. Dieser Schaden ist durch eine nachfolgende mühevolle Bearbeitung nicht wieder gutzumachen. Es ist aber auch ein schwerer Schaden, wenn der Boden zu naß gegrubbert oder geeggt wird.

Darum ist es für die Bodenbearbeitung von größter Wichtigkeit, den richtigen Zeitpunkt auszuwählen, wo der Boden nicht zu feucht und nicht zu trocken ist. Der richtige Zeitpunkt ist hier um so wichtiger und der Spielraum um so kürzer, je schwerer der Boden ist. Die Wirkung der einzelnen Bodenbearbeitungsmaßnahmen ist weiterhin um so günstiger, je schneller sie aufeinanderfolgen. Jedes Liegenlassen der an die Oberfläche gebrachten Bodenteile bewirkt dagegen, daß sie austrocknen. Sie verhärten und können dann nur durch vermehrte Bearbeitung klargemacht werden. Wenn man die einzelnen Arbeitsgänge statt in Tagespausen sofort aufeinander folgen läßt, so vermeidet man die Austrocknung. Dieser Gesichtspunkt ist außerordentlich wichtig und wird oft zu wenig beachtet. Er erleichtert und verbessert die Bodenbearbeitung und setzt die Unkosten herab. Aus diesem Grunde ist es zweckmäßig, wenn man die Arbeitsgänge sofort hintereinander vollzieht oder indem man bisher getrennte Arbeitsgänge in einem Arbeitsgang koppelt. Eine solche Koppelung ist möglich für Pflug und kleine Schleppe oder Egge, Krümmer und Schleppe oder Egge, Walze und Egge. Es kann gar nicht oft genug ausgesprochen werden: Je schwerer der Boden einer Wirtschaft ist, um so mehr muß die Bodenbearbeitung im Mittelpunkt der ganzen Wirtschaft stehen, um so mehr muß alles andere dagegen in den Hintergrund treten.

Auf trockenem Boden ist „Wassersparen" das oberste Gesetz der Bodenbearbeitung. Alles muß hier darauf eingestellt werden, weil auf den leichten Böden die Ernten ja in erster Linie von dem Wasservorrat bestimmt werden. Schäden durch Trockenheit werden sehr gemildert, wenn bei der Bestellung das Wasser geschont worden ist. Aus diesem Grunde ist im Frühjahr auf Sandboden auch eine Unkrautbekämpfung zu unterlassen. Ein Pflügen darf unter keinen Umständen mehr erfolgen. Es ist nur in dem Falle zulässig, wo im Frühjahr zu Hackfrüchten mit Stallmist gedüngt werden muß. Auf den leichten Böden ist es von besonderer Bedeutung, die einzelnen Arbeitsvorgänge so rasch wie möglich aufeinander folgen zu lassen, weil dann die Austrocknung vermindert wird. Die für die Frühjahrsbestellung empfohlenen Maßnahmen müssen der Landwirtschaft nur erwünscht sein. Sie verringern die Betriebsausgaben und bewirken trotzdem höhere Ernten.

Dr. Hbm.

Aus Zeit und Welt

Geheimrat Cuno †

Hamburg. Der Generaldirektor der Hamburg—Amerika-Linie und Reichskanzler a. D. Geheimrat Cuno, ist am Dienstag plötzlich einem Herzschlag erlegen.

Coolidge gestorben

New York. Der 30. Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika, Calvin Coolidge, ist am Donnerstag im Alter von 61 Jahren gestorben. Es wird mitgeteilt, daß man den Präsidenten in dem zu seinem Schlafzimmer führenden Flur aufgefunden hat. Coolidge sei anscheinend auf einem Stuhle sitzend vom Tode ereilt worden und sei dann auf den Boden gesunken. Bei seiner Auffindung war er anscheinend seit etwa einer Viertelstunde tot.

Washington. Die politischen Kreise in Washington wurden durch den unerwarteten Tod des früheren Präsidenten Coolidge blitzartig betroffen. Den Präsidenten Hoover erreichte die Todesnachricht während eines Frühstücks mit Stimson. Hoover hat sich entschlossen, einen Volksaufruf herauszugeben, in dem eine allgemeine Volkstrauer von 30 Tagen gefordert wird.

Garnisonverstärkungen an der deutsch-französischen Grenze

Paris. Die Befestigungen der französischen Ostgrenze werden mit dem 1. April eine ganze Reihe militärischer Neuorganisationen in den Garnisonen der östlichen Provinzen nach sich ziehen. Der Kriegsminister ist ermächtigt worden, alle ihm nützlich erscheinenden Maßnahmen zu treffen, um die Sicherheit der Ostgrenze zu garantieren. Man wird in erster Linie dazu übergehen, die Garnisonen der Ostprovinzen wesentlich zu verstärken. 8 Infanterieregimenter sollen zukünftig auf 6 Bataillone verstärkt werden, während vier andere je vier Bataillone erhalten sollen. Die fahrbare Artillerie im Befestigungsgebiet soll je Regiment in Zukunft 6 bis 7 Batterien erhalten, während die Flugzeugabwehrartillerie sogar von 6 bis auf 12 Batterien verstärkt werden soll.

Die Blutherrschaft im Sowjetparadies

Die „Chicago Tribune" veröffentlicht folgende Aufstellung zur Illustrierung der Folgen des nunmehr fünfzehnjährigen Sowjetregimes. Die Bolschewisten haben 3 884 000 Menschen erschossen oder auf andere Weise ums Leben gebracht. Die Zahl der Verbannten beträgt 7 100 000 (darunter 4 Millionen Bauern, 200 000 Arbeiter, 20 000 obdachlose Kinder, 30 000 Geistliche, zwei Millionen Personen aus der Intelligenz usw.). In den letzten zwei Jahren haben die Sowjetbehörden rund 2 Millionen Arbeiter verhaftet, von denen ungefähr die Hälfte zu Zwangsarbeit verurteilt und verschickt wurden.

Deutscher Minister über das französisch-deutsche Wirtschaftsabkommen

Paris. Reichswirtschaftsminister Dr. Warmbold hat dem Berliner Vertreter der „Agence Economique et Financiere" zu dem kürzlich abgeschlossenen deutsch-französischen Abkommen folgende Erklärung abgegeben:

„In den letzten Tagen des alten Jahres ist die staatliche Regelung der wirtschaftlichen Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich durch eine Reihe von Abkommen an die veränderten wirtschaftlichen Verhältnisse angepaßt worden. Mein französischer Kollege, Herr Handelsminister Julian Durand, hat sich bereits mehrfach zum Abschluß dieser Wirtschaftsabkommen öffentlich geäußert. Wie er, so begrüße auch ich es, daß es in zweifellos schwierigen Verhandlungen durch die verständige Haltung beider Teile gelungen ist, zu einem Ausgleich zu gelangen. Wie er, so bin auch ich der Meinung, daß die so gefundene Grundlage die Möglichkeit zu vertrauensvollem Zusammenarbeiten der beiden größten kontinental-europäischen Wirtschaftsmächte Deutschland und Frankreich bilden kann, ohne deren gemeinsame Arbeit die notwendige Neuordnung der europäischen Wirtschaftsverhältnisse Stückwerk bleiben muß."

Wolgadeutsche gründen eine neue Hauptstadt

Moskau. Große Veränderungen gehen in der Sowjetrepublik der Wolgadeutschen vor sich. Die alte Hauptstadt der Wolgadeutschen Engels — früher hieß sie Pokrowsk — wird binnen kurzem vom Erdboden verschwunden sein. Eine neue Hauptstadt soll sich etwa 6 Kilometer von der alten Stadt erheben. Engels wird also in neuer Herrlichkeit wiedererstehen.

Die Wolgadeutschen brechen ihre alte Hauptstadt nicht etwa aus purer Lust am Zerstören ab. Ungefähr an der Stelle, wo heute Engels steht, soll sich demnächst das größte Wasserkraftwerk der Welt erheben. Ein 24 Meter hoher Staudamm wird den Wasserspiegel der Wolga bedeutend heben. Damit schafft man eine Möglichkeit, die Wiesenseite der deutschen Wolgarepublik zu bewässern. Ein riesiges Steppengebiet, das jahrhundertelang unter der Dürre zu leiden hatte, kann der Ackerkultur erschlossen werden. Nach den Wünschen der Sowjets ersteht hier die Kornkammer Rußlands. Hungersnöte, die früher hier nicht zu den Seltenheiten gehörten, sollen in Zukunft unmöglich werden.

Die Hauptstadt der Wolgadeutschen, Engels, mußte verschwinden, wenn man dieses Projekt verwirklichen wollte. Die neue Hauptstadt wird noch in ganz anderer Weise als die alte der wirtschaftliche und kulturelle Mittelpunkt der wolgadeutschen Republik werden. Engels ist nicht die einzige Siedlung, die dem großen Kulturwerk weichen muß. Insgesamt werden

97 Ansiedlungen mit 275 000 Einwohnern umgesiedelt. Selbstverständlich nimmt dieses Siedlungswerk (im Rahmen des zweiten Fünfjahresplans) mehrere Jahre in Anspruch.

Das Gebiet für die neue Stadt Engels ist bereits abgesteckt worden. Die neue Hauptstadt liegt auf einer Anhöhe, 30 Meter über dem Wolgawasserspiegel. Die Eisenbahnlinie Rjasan—Uralsk führt unmittelbar vorüber. Auch die neue Stadt grenzt mit ihrem Gebiet unmittelbar an die Wolga. Die Städtebauer können bei der Anlage der neuen Stadt sozusagen aus dem Vollen schöpfen. Sie machen sich die Erfahrungen der modernen Architektur zunutze. Während es im alten Pokrowsk enge, ungesunde Gassen gab, wird das neue Engels mit breiten Straßen und lichten Häusern erstehen. Auf die hygienischen Einrichtungen legen die Architekten sehr hohen Wert. Der Wohnstadt vorgelagert soll ein Industrievorort sein. Dort entstehen Schiffswerften, Eisenbahnwerkstätten, Fabriken, ein Güterbahnhof und der Hafen. Der Straßenverkehr im neuen Engels wird mit Autobussen und Droschken aufrechterhalten. Für bequeme Eisenbahnverbindungen wollen die Sowjetbehörden rechtzeitig sorgen.

Das alles steht vorläufig noch auf dem Papier. Erst wenn der zweite Fünfjahresplan funktioniert, kann man etwas darüber aussagen, ob der Traum von dem neuen Engels in Erfüllung geht.

Deutsche Mennoniten im Gran Chaco

Im Nordosten Paraguays, mitten in dem jetzt viel genannten südamerikanischen Kriegsgebiet, rund 125 (kanadische) Meilen östlich des Hafens Puerto Casado am Paraguay-Fluß, liegen junge deutsche Mennonitensiedlungen, die aus 15 kanadisch-deutschen und 12 rußland-deutschen Dörfern bestehen. Sie tragen ausnahmslos deutsche Namen, wie Laubenheim, Waldheim, Bergtal, Gnadenfeld, Halbstadt, Straßburg, Auhagen, Rheinland, Gnadenheim, Rosenfeld u. a. m. und haben heute schon etwa 3000 Bewohner, wozu sie gerade in diesen Wochen neuen Zuzug erhielten durch die nach China geflüchteten und von dort weitertransportierten rußlanddeutschen Mennoniten. Die Mennoniten sind bekanntlich eine religiöse Sekte, die den Kriegsdienst verweigert und Waffentragen und Eidschwur verbietet.

Das in der Chacokolonie Fernheim herausgegebene „Mennoblatt" meldet die Ankunft der ersten Gruppen dieser Rußlanddeutschen aus China. Es heißt dort:

„Am Himmelfahrtstage fuhren unsere Ochsenkarren los, um die von Herrn Casado telegraphisch gemeldete Gruppe abzuholen. Fieberhaft wurden auf der Ansiedlung Vorbereitungen getroffen, um die Ankömmlinge zu empfangen. Süßwasserbrunnen waren schon vorher gegraben worden. Nun mußten noch einige Dörfer Gerüste an den Brunnen aufrichten, auf welche man dann das Blech gleich für den Notfall decken könnte. Andere Dörfer buken Zwieback. Man fuhr Kartoffeln und Mehl hin. Ganz besonders günstig waren Weg und Wetter, und so landeten denn die ersten Fuhren schon am Donnerstag vor Pfingsten auf ihren Kämpen.

Weil man anfänglich nicht wußte, in welchem Gesundheitszustande die große Gruppe von 370 Seelen nach einer fast dreimonatigen Reise sein würde, so war die Bestimmung vom Kolonieamte, jeglichen Verkehr zu vermeiden, bis eine Quarantäne bzw. eine Impfung vollzogen wäre. Das gab für beide Lager eine Enttäuschung. Nachdem aber die Kolonieverwaltung im Auto entgegengefahren war und lauter Gesunde antraf, so fiel jene Bestimmung fort. Die letzten Fuhren kamen am Pfingstsonnabend an. Obwohl der größte Teil Pfingsten auf wildem Kamp feierte, konnten doch manche bei Verwandten und Freunden in Häusern Begrüßung feiern."

Das gleiche Blatt berichtet von einem Empfang der Kolonievertretung durch den Präsidenten von Paraguay, der sich eingehend nach ihren Fortschritten in der spanischen Sprache und ihrem Ergehen erkundigte. Dabei hatte die Kolonievertretung Gelegenheit, auf die Absatzschwierigkeiten hinzuweisen. Der Präsident teilte daraufhin mit, daß er den Kommandanten der militärischen Streitkräfte im Chaco Anweisung gegeben habe, alle Bedarfsartikel für die Soldaten, Pferde und Maultiere in den Mennonitenkolonien einzukaufen, sofern diese dort zu haben sind. Er sprach den Wunsch aus, daß zu diesem Zweck zwischen Militärverwaltung und Kolonie ein Vertrag abgeschlossen würde, damit die Produkte durch Vermittlung abgeliefert werden könnten. Der Bericht rühmt das warme Interesse, welches der Staatspräsident für die Mennonitenkolonien bekundete.

D. A. J.

Paris will die Zechen an der Saar behalten

Saarbrücken. In den letzten Tagen erschienen Meldungen über Absichten der Regierung Paul-Boncour hinsichtlich einer vorzeitigen Lösung der Saarfrage, wobei u. a. behauptet wird, daß bereits anläßlich der Lausanner Konferenz der damalige französische Ministerpräsident Herriot dem deutschen Reichskanzler von Papen mit Zustimmung Macdonalds eine Aussprache über die Saarfrage vorgeschlagen habe.

Als Fortsetzung dieser Bestrebungen taucht nun neuerdings in Pariser Kreisen der Plan eines sogenannten „saarländischen Kohlenkonzerns" auf, einer Art „gemeinschaftlicher Ausbeutung der saarländischen Kohlengruben" durch Deutschland und Frankreich, wobei die französische Kapitalbeteiligung im Vordergrund steht und merkwürdiger- und durchsichtigerweise eine Mitarbeit der Gewerkschaften in Form der Heranziehung gewerkschaftlicher Sachberater des Saargebietes vorgeschlagen wird.

Einer politischen Rückgliederung des Saargebiets würde dieser „saarländische Kohlenkonzern" nicht im Wege stehen, versichern die französischen Kreise, was ert recht die größten Bedenken gegenüber einem derartigen Plan auslöst. Auf dieser Grundlage beabsichtige die französische Regierung die Saarfrage, die, — das sei hier ausdrücklich wieder einmal festgestellt — gar keine Frage ist, da es doch jetzt auch der Weltöffentlichkeit sattsam bekannt sein dürfte, daß diese ganze sogenannte Saarfrage eine künstliche politische Konstruktion Frankreichs war, weil man das Saargebiet in Versailles nun einmal nicht so ohne weiteres annektieren konnte, auf der Weltwirtschaftskonferenz zur Diskussion zu stellen. Vorher solle man sich in diesem Sinne mit Deutschland verständigen.

Man wird gut daran tun, alle diese Ausführungen und Projekte als das zu erkennen, was sie wirklich sind: in neuer Form vorgetragene Wünsche bestimmter politischer Kreise Frankreichs, die ihre Felle im Saargebiet nicht so ohne weiteres fortschwimmen sehen möchten. Für Deutschland gibt es hier immer wieder nur eins: Hände weg von der Saar! Die Saar ist deutsch. Ihre Bevölkerung wünscht nichts sehnlicher herbei als völlige Freiheit. Die Saargruben müssen an Deutschland zurückfallen. Irgendwelche verschleierte französische Besitzrechte an den Saargruben müssen von vornherein unmöglich gemacht werden. Es ist deshalb abwegig, die Saar-Fragen auf einer internationalen Wirtschaftskonferenz zur Diskussion zu stellen.

Neue Gerüchte über eine bevorstehende Kabinettsrekonstruktion

Warschau. Die politischen Ferien sind zu Ende gegangen. Die Kabinettsmitglieder sind in den letzten Tagen von ihrem Urlaub zurückgekehrt. Ministerpräsident Prystor trifft heute abend in Warschau ein. Morgen nehmen auch die Sejmkommissionen ihre Arbeit wieder auf. In erster Linie wendet sich das Interesse den Arbeiten der Budgetkommission zu, die das Budget bis Ende Februar verabschieden muß. Die Unterrichtskommission wird sich mit dem Entwurf des neuen Hochschulgesetzes zu befassen haben, das bekanntlich von den Professorenkollegien der höheren Lehranstalten fast einmütig abgelehnt wird. Der Ministerrat wird in dieser Woche zusammentreten, um über neue Gesetzesvorlagen zu beraten.

In politischen Kreisen sind auch neuerlich wieder Gerüchte über eine bevorstehende Kabinettsrekonstruktion in Umlauf. Einzelheiten anzuführen lohnt jedoch nicht, da die Gerüchte recht nebelhaft gehalten sind. Weiter heißt es gerüchtweise, daß Marschall Pilsudski die Absicht hat, auch in diesem Winter zu verreisen. Er soll beabsichtigen, sich nach Sizilien zu begeben. Vizeminister Szembek, der seit einigen Tagen in Rom weilt, soll ihm die Wege ebnen. Schließlich spricht man auch von einem bevorstehenden großen Revirement in der Diplomatie. Neubesetzt, resp. umbesetzt werden sollen die Posten in Rom, Wien, Riga, Paris, London und Athen.

Wie die Landwirtschaft ruiniert wird

Warschau. Die Zeitschrift „Gospodarka Narodowa" veröffentlicht eine Anzeige eines Finanzamtes über die Versteigerung von lebendem Inventar und verschiedenen Einrichtungsgegenständen eines polnischen Gutsbesitzers. Aus der Anzeige ist zu entnehmen, daß von dem Gerichtsvollzieher eine Polstermöbelgarnitur auf nur 50 Zloty abgeschätzt wurde. Ein Schreibtisch aus Nußholz soll um 20 Zloty versteigert werden, eine Eichenkredenz mit vier Türen um 15 Zloty, ein Billardtisch um 10 Zloty. Das lebende Inventar des Gutsbesitzers wurde wie folgt eingeschätzt: Kühe im Durchschnitt mit 37, ein Zugochse mit 50, ein Arbeitspferd mit 25, eine Dreschmaschine mit 500, eine Obstbaumschule mit 10 000 Obstbäumen mit 200 Zloty, d. i. zu 2 Groschen pro Bäumchen.

Die Zeitschrift bemerkt dazu ganz richtig: In dieser Weise wird in Polen die Landwirtschaft ruiniert. Statt daß die Finanzbehörden den tatsächlichen Wert der gepfändeten Gegenstände berücksichtigen würden, setzen sie Preise an, die den Landwirt endgültig zugrunde richten müssen. Den Profit davon haben nur die Lizitationshyänen.

Aus Stadt und Land

Lemberg. (Konfirmandenunterricht.) Die Einschreibungen zum diesjährigen Konfirmandenunterricht werden täglich in der Pfarrkanzlei, ul. Kampiana 4, in der Zeit zwischen 10 und 1 Uhr mittags vorgenommen. Am Sonntag, dem 5. Februar, findet ein feierlicher Eröffnungsgottesdienst um 10¼ Uhr vorm. in der evangelischen Kirche — Zielona — und am Mittwoch, dem 8. Februar, um 3 Uhr nachm. in der evangelischen Schule die erste Konfirmandenunterrichtsstunde statt.

Lemberg. (Wiederholung.) Der überaus gut gelungene, alle Lachmuskeln in Bewegung setzende Schwank „Der keusche Lebemann" wird am 22. Januar d. Js. wiederholt. Wem es bisher nicht vergönnt war, sich diese Aufführung anzusehen, möge es nicht versäumen, am Sonntag um 5 Uhr nachm. im neuen Bühnensaale zu erscheinen. Kartenverkauf ab Donnerstag in der Zeit zwischen 5 und 6 Uhr nachm. im „Dom"-Verlag, ul. Zielona 11.

Lemberg. (Tanzunterhaltung.) Der D. G.-V. „Frohsinn" veranstaltet seine übliche Tanzunterhaltung in diesem Jahre am 1. und 4. Februar im neuen Turnsaale der evangelischen Schule. Am 1. Februar ist die Tanzunterhaltung für Erwachsene, am 4. Februar ist der „Kinderball".

Lewandówka. Der deutsche Geselligkeitsverein „Aurora" veranstaltet am Samstag, dem 21. Januar d. Js., in dem Saale der „Raiffeisenkasse" in Lewandówka ein Tanzkränzchen, zu welchem alle deutsche Volksgenossen in Lemberg und Umgebung ergebenst eingeladen werden. Beginn 8 Uhr abends. Eintrittspreis 1 Zloty. Reichhaltige Erfrischungshalle.

Die Liebhaberbühne gibt Sonntag, den 29. Januar, um 5 Uhr nachm. eine Aufführung. Der humorvolle Inhalt des Schwankes wird die Zuschauer in fröhlicher Stimmung erhalten. Alle Volksgenossen mögen es sich angelegen sein lassen, dieser Aufführung recht zahlreich beizuwohnen. Eintrittspreise 70, 50, 30 Groschen.

Bandrow. (Unfall.) Wir entnehmen der polnischen Tagespresse folgende traurige Nachricht. Der Ortslehrer, der sich in seiner Wohnung sehr gut unterhalten hat und wahrscheinlich in stark angeheitertem Zustande war, begab sich auf die Straße und begann aus einem Revolver auf „Hurra“ zu schießen. Ein auf diese Weise abgegebener Schuß hatte böse Folgen. Die Kugel fiel durch das Fenster in ein Zimmer und traf den im Bette liegenden Volksschüler Valentin Frambach, durchschlug ihm den Brustkorb und blieb im Körper stecken. Frambach wurde sofort nach Przemysl ins Spital gebracht und operiert. Sein Zustand ist gefährlich.

Bredtheim. (Todesfall.) Am 19. Dezember v. Js. starb in unserer Gemeinde der Grundwirt Ludwig Bauer. Der Entschlafene, der sich im Weltkrieg einen Herzfehler zugezogen hatte, mußte nach einer größeren Aufregung und Kränkung drei Wochen das Krankenbett hüten. Nachdem alle ärztliche Hilfe versagte, entriß der unerbittliche Tod den unentbehrlichen Gatten und Vater der tiefbetrübten Gattin und den noch sehr jungen und kleinen vier Töchtern, mitten aus seinem besten Mannesalter, im 42. Lebensjahre und seiner besten Schaffenskraft. Er war ein fürsorgender Gatte und Vater, dem das Wohl seiner Kinder sehr am Herzen lag. Mit Gottes Hilfe gelang es ihm, sich auch ein ansehnliches Besitztum zu erwerben, was seinen Kindern eine sichere Lebensstellung bedeuten sollte, doch nun mußte er sie als Verwaiste zurücklassen. Aber auch sonst zeigte sich der Entschlafene als ein sehr reges Gemeindeglied und war bereit, überall da mitzuhelfen, wo es galt, etwas Gutes zu tun. Welches Ansehen der Verstorbene hatte, zeigte die große Beteiligung bei der Beerdigung, wozu die Glaubensbrüder von nah und fern herbeigeeilt kamen. Möge Gott, der Allmächtige, den in tiefem Schmerz Hinterbliebenen seine Hilfe senden und dem Entschlafenen aber mache er es leicht, die müde Erde zu tragen.

Weihnachtsaufführung. Wieder konnten wir Weihnachten, das Fest der Freude, des Friedens und der Versöhnung, feiern. Weihnachten, das vor allem das Freudenfest der Kinder ist, wurde auch dieses Jahr wieder bei uns von diesen kleinen Herzen mit großer Freude und Darbietungen gefeiert. Der Auftakt dazu begann am Heiligen Abend, wo vom Kleinsten bis zum Größten in der Kirche Gedichte und dazwischen eingestreut die herrlichen Weihnachtslieder ein- und zweistimmig sehr gut vorgetragen wurden. Ihre besonderen Leistungen und künstlerischen Darbietungen kamen aber erst am Abend des ersten Weihnachtstages bei einer Aufführung zur Geltung. Der Aufführung ging eine kurze Begrüßung und Ansprache an die zahlreich erschienenen Gäste voran, wobei der Redner betonte, daß es heute zwar einem jeden schwer fällt, eine richtige Freude und Weihnachtsstimmung aufzubringen, aber Weihnachten doch ein Tag sei, wo man all die Sorgen und die Not des Alltags vergessen und als echte Christen eine innerliche selige Freude haben könne. Der Redner forderte die Gäste auf, daß sie sich gleich den Kindern freuen sollten. Zur Aufführung gelangten 5 Stückchen. Als erstes folgte „Annemies Himmelfahrt“. Obzwar man schon an und für sich an dem Herumtollen der Kleinen Freude hat, konnte man bei diesem Stückchen erst recht den manierlichen Bewegungen der zahlreichen Englein mit köstlicher Freude folgen und sich mit zufriedenem Blick daran ergötzen. Bewundernswert war es, wie sie sich den ziemlich schwierigen und großen Rollen angepaßt und hineingefunden hatten. Das Teufelchen, das einmal Mitleid, dann aber wieder herzige Freude auslöste, hat seine Rolle meisterhaft gespielt. Diesem Stückchen folgten „Die Schatzgräber“, „Das Weihnachtsenglein“, „Als Nikolaus brummte“ und als letztes „Christkindleins Weihnachtskuchen“, wobei jedes gleich dem ersten mit meisterhafter Geschicklichkeit wiedergegeben wurde. Man mußte sich wundern, wie diese Kleinen von 7—12 Jahren solche schönen Leistungen fertig brachten. Daß die Aufführung als gut gelungen bezeichnet werden kann und Freude und Zufriedenheit unter dem Publikum auslöste, besagte der zahlreiche Beifall, den diese kleinen Künstler ernteten.

Königsau. (Diebstahl.) In der Nacht vom 28. auf den 29. Dezember v. Js. erbrachen bei Herrn Emanuel Reichert Diebe ein unbewohntes Zimmer, raubten sämtliche für eine achtköpfige Familie bestimmte Winterkleidung, Schuhe, Stiefel, Pelze, Mäntel, zwei große Federdecken und alle im Zimmer sich befindenden Küchenvorräte. Die Familie ist dadurch hart betroffen. Die Polizei konnte bisher nichts feststellen und rät zum Selbstschutz.

Königsau. (Tätigkeit des V. d. K.) Durch drei Wochen hindurch weilte in unserer Gemeinde ein Wanderlehrer. Während die schulentlassene Jugend in dieser Zeit ein Weihnachtsspiel vorbereite, versammelten sich die Aelteren zu Vorträgen verschiedenen Inhalts. Am ersten Abend wurde über das Thema „Volkskrankheiten und ihre Bekämpfung“ gesprochen. In vieler Hinsicht ergänzend, aber doch auf ein anderes Gebiet weisend, war am nächsten Abend folgender Vortrag gehalten worden: Inzucht, eine Ursache des gesundheitlichen und geistigen Niederganges unserer Siedelungen. Es wurde vielleicht manchem klar, warum es so schwer ist, in unseren Gemeinden Männer zu finden, die wirklich verantworten wollen, und denen man Vertrauen geben kann. Dürfen wir auf diese standhaften Männer hoffen? Die Staatsschule in den deutschen Gemeinden wird uns diese Männer kaum geben, wir müssen sie aus unserem Dorfleben selbst hervorbringen, selbst gestalten, daher deutsche Jugend, erkenne deine Aufgaben.

Dankbare Zuhörer fanden die Ausführungen „Er und Sie, Sie und Er, und Einsamkeit zu Zweien“. Je ein Vortrag abendfüllend.

Einen Abend sollte nur Goethe aus seinen Liedern, Gedichten und Worten sprechen. Es war allerdings schwer, vor Dorfleuten von jenem Menschen zu erzählen, doch scheint wahre Kunst auch unmittelbar zu Landmenschen zu sprechen. Es konnte aber nur ein Teil aus dem breiten Leben Goethes gebracht werden; es hieß: Goethe und unsere Jugend. Glücklich wie jener junge Mann sagen zu können: Für den Heiteren bleibt doch immer gesorgt, weil immer dem Frohen der Fröhliche borgt. Unser junges Leben ist leider viel zu ernst, um viel Freude in unsere Gemeinschaft hineinzutragen, wo wir es aber tun können, versäumen wir es nicht!

Das vorbereitete Weihnachtsspiel von Heinrich Bethge ging am Neujahrstag über die Bretter. Zwar litten manche Bilder etwas unter der Befangenheit junger Spieler, doch ist der Wille aller jungen Kräfte, ihr Bestes zu geben, ganz anzuerkennen. Ein Saal dankerfüllter Zuhörer war das beste Lob für die jungen Spieler.

Kontrowers Izydorówka. Am Dreikönigsfeste fand in der Privatschule eine Weihnachtsfeier statt. Von Schulkindern wurden drei Weihnachtsmärchenspiele und zwar „Drei Wünsche“, „Frau Holle“ und „Johannestag und Weihnachtsabend“ gegeben. Der Besuch war ein recht guter. Lieder und Gedichte schlossen die Feier ab.

Weinbergen. (Weihnacht.) In der Schulstube ist die Vorbereitung zum Fest wieder in vollem Gange und in den Kinderherzen vorweihnachtliche Stimmung. Nun kommt der heilige Abend und legt seinen Zauber auf die ganze Gemeinde. Der Tannenbaum strahlt sein Licht aus in glänzende Kinderaugen und in frohbewegte Herzen, das alte, liebe Weihnachtsevangelium, die herrlichen Lieder und Gedichtchen erklingen. Junge und Alte ahnen etwas von dem Geheimnis der ewigen Liebe, die sich geoffenbart hat in der Krippe zu Bethlehem. Die Feier am heiligen Abend sowie die Gottesdienste am Festtage fanden in der Schulstube statt, welche aber die große Weihnachtsgemeinde kaum fassen konnte, ja, solche Tage sind immer wieder Höhepunkte im Leben der Gemeinde, Stunden, in denen die Not und der Druck der Zeit vergessen werden. Am Abende erfreuten uns die Kinder durch ihre Aufführungen und weihnachtlichen Darbietungen, dessen Reingewinn dem Kirchbau zugewendet wurde. Der Silvesterabend, an dem man sonst hier noch einmal recht lustig zu sein pflegte und ins neue Jahr hinübertanzte, verlief ruhig wie noch nie.

Unterbergen. Lehrers 90. Geburtstag.) Am Weihnachtsfeste feierte Herr Lehrer Heinrich Müller seinen 90. Geburtstag im Kreise seiner Familie, die sich mit Kindern, Enkeln und Urenkeln um ihn versammelt hatte; aus der Ferne waren Briefe mit Glück- und Segenswünschen eingelangt. Die lieben Unterberger, von denen alle seine Schüler waren, erschienen als Gratulanten und wünschten ihrem alten Lehrer unter anderem, es möge ihm vergönnt sein, den 100. Geburtstag in derselben Frische mit ihnen zu feiern. Herr Lehrer Müller erfreut sich der besonderen Verehrung seiner Gemeinde und war ihr stets ein Beispiel deutscher Ordnung, deutschen Fleißes und deutscher Sitte. Möge es dem „Vater“ Unterbergens, dem er in seinen Mannesjahren seine ganze Kraft gewidmet hat, beschieden sein, noch lange als väterlicher Berater in ihrer Mitte zu sein.

St.

Wien. (Todesfall.) Peter Schilling ist in Wien im Alter von 75 Jahren gestorben. Mit ihm scheidet ein Mann von unverbrüchlicher Treue zu Glaube und Heimat aus diesem Leben.

Aus einer alten Brigidauer Familie entstammend, wo er am 25. Dezember 1857 geboren wurde, ging er bald nach Beendigung der Schule in die Welt hinaus, wo er Gelegenheit hatte, bei Brücken-, Tunnel- und Wasserbauten mitzuwirken. Ueber die Bukowina, Siebenbürgen, Ungarn und Kärnten kam er nach Wien, wo er mit seiner Familie seit dem Jahre 1905 bis zu seinem Tode lebte. Trotzdem er schon in seiner frühesten Jugend sein Heimatdörfchen verließ, war er in Gedanken doch immer daheim und es vergingen keine Feiertage oder das Kirchweihfest, wo er nicht in der schwäbischen Mundart im Kreise seiner Lieben von seinen Erinnerungen und den Bräuchen der Deutschgalizianer bei diesen Anlässen mit glänzenden Augen erzählte.

In den schweren Kriegstagen, als Viele seines Stammes auf der Flucht in Wien weilten, schätzte er sich glücklich, diesen Armen mit Rat und Tat zur Seite stehen zu können und in dieser Weise die Dankesschuld an seinem Volke abzutragen.

Peter Schilling in seiner grenzenlosen Bescheidenheit, in seinem tiefen Gottesglauben und in seiner Liebe zu Familie, Volk und Heimat, möge ein Vorbild der jungen Generation in dieser für sie so schweren Zeit sein! Fulucit!

H. S.

Zeitschriften

Sprachenpflege

Le Traducteur, französisch-deutsches, illustriertes Sprachlehr- und Unterhaltungsblatt. — Verlag in La Chaux-de-Fonds (Schweiz).

Diese Monatsschrift fördert in abwechslungsvoller, anregender Zusammenstellung das Erlernen der französischen Sprache und ist ein vorzügliches Mittel, sich die gebräuchlichsten Wörter anzueignen oder schon vorhandene Kenntnisse aufzufrischen und zu erweitern. Durch Gegenüberstellung beider Sprachen ist das lästige Aufsuchen in Nachschlagewerken überflüssig, denn der „Traducteur“ gibt zu jedem französischen Ausdruck die deutsche Uebersetzung oder erklärende Fußnoten. Der Lesestoff ist vielseitig und mit Bildern geschmückt. Probeheft umsonst durch den Verlag des „Traducteur“ in La Chaux-de-Fonds (Schweiz).

Börsenbericht

1. Dollarnotierungen v. 4. 1. bis 11 .1. 1933 privat: 8.93—8.9250.

2. Die Getreidepreise haben sich nur unwesentlich geändert. Größere Nachfrage besteht für Weizen und Gerste (nach Danzig), die auch etwas im Preise angezogen haben. Tendenz ruhig.

3. Molkereiprodukte und Eier im Großverkauf: vom 4. 1. 33 bis 11. 1. 33: Butter-Block 2.40, Kleinpackung 2.60, Milch 0.18, Sahne 24% 0.80, Eier (Schock) 6.80.

Mitgeteilt vom Verband deutscher landwirtschaftlicher Genossenschaften in Polen, ul. Chorążczyzna 12.

Im Wald und auf der Heiden

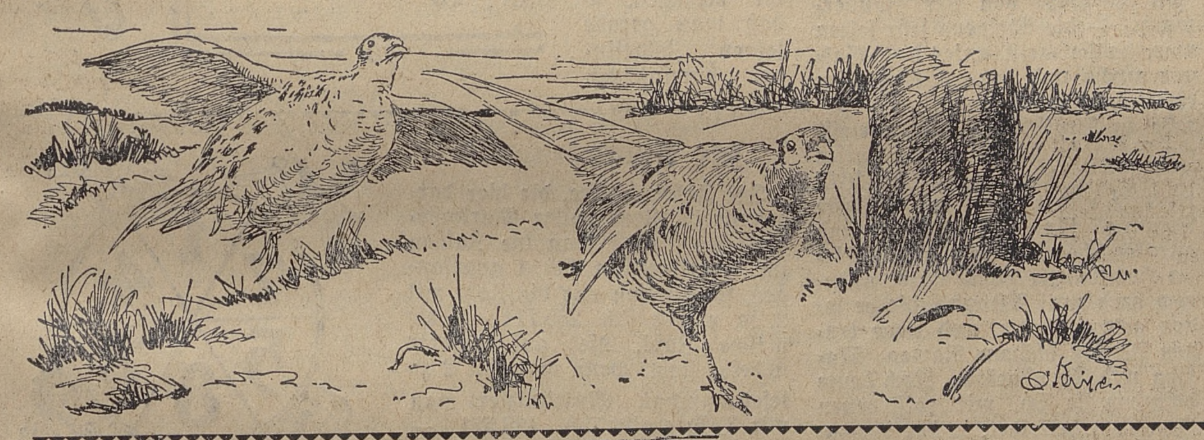
Was frißt eine Eule?

In der sächsischen Niederlausitz hat ein Förster mit viel Ausdauer und Geduld festgestellt, welche Nahrung die Waldohreule zur Brutzeit aufnimmt. In den Monaten Mai bis Juli beobachtete er einen mit vier jungen Waldohreulen besetzten Horst in einem Nadelgehölz. Aus Gewölben und Rupfungen konnte er auf folgenden Speisezettel schließen: die Tiere verzehrten in den drei Monaten 144 Vögel in 15 Arten, und zwar 103 Haussperlinge, 14 Buchfinken, 8 Grünlinge, 3 Feldlerchen, 2 Stare, 2 Feldsperlinge, 2 Dorngrasmücken, je 1 Kohlmeise, weiße Bachstelze, Wacholderdrossel, Gartenspötter, Singdrossel, Rauchschwalbe, Amsel, 2 kleinere Kegelschnäbler, 1 Ammer. Außerdem zählte der Forstmann 94 Säugetiere in neun Arten: 78 Feldmäuse, 7 kurzohrige Erdmäuse, 2 Waldspitzmäuse, 2 Waldmäuse, je 1 Erdmaus, Rötelmaus, Hausmaus, Wasserrate und ein junges Eichhorn.

Der Förster konnte also nachweisen, daß die Eulenfamilie insgesamt 238 Beutetiere schlug, 65 Prozent davon waren Vögel, 39,5 Prozent Säugetiere. Den Hauptteil der Mahlzeiten bildeten Feldmäuse und Haussperlinge, die erst aus der 1,5 Kilometer entfernt gelegenen menschlichen Siedlung geholt werden mußten.

Gibt es giftige Fische?

Diese Frage ist unbedingt zu bejahen, ganz abgesehen von den schlimmen Wirkungen verdorbenen oder schlecht konservierten Fischfleisches, in dem wuchernde Bakterien starke Gifte erzeugen. In kranken Fischen entwickeln sich mitunter durch Bakterien giftige Eiweißkörper, Toxine, die dem Menschen gefährlich werden können; ferner gibt es allem Anschein nach bakterielle Krankheiten, die den von ihnen befallenen Fisch gar nicht oder nur unbedeutend schädigen, während die Menschen bei seinem Genuß erkranken. Bei einigen Fischen sind bestimmte Organe stets oder zu bestimmten Jahreszeiten für den Menschen schädlich, so der Roggen der Barbe während der Laichzeit, seltener der von Karpfen, Schleien und Hechten. Das Aalblut enthält einen Ichthyotoxin genannten Eiweißkörper der wie Schlangengift wirkt, jedoch nur, wenn er noch frisch in die Blutbahn gelangt. Beim Erwärmen wird diese Substanz bereits bei 60 Grad vernichtet, ebenso durch die Magensäfte, so daß also Aalblut praktisch unschädlich ist. Beim Töten und Zubereiten des Fisches muß man jedoch vorsichtig sein. Auch die Neunaugen enthalten ein Blutgift, und ein von der Haut abgesondertes Gift wirkt noch nach dem Kochen vom Magen aus. In noch höherem Grade giftig ist das Blut der Muräne; wird es anderen Tieren in die Adern gespritzt, so gehen sie unter Krampferscheinungen zugrunde. Beim Seeskorpion gilt nur das Fleisch des Männchens für giftig. Andere Fische, deren Fleisch gänzlich ungiftig ist, können durch Flossenstrahlen und Stacheln am Kiemendeckel gefährliche Wunden verursachen; zuweilen ist es, wie beim Petermännchen in diese Teile bedeckender giftiger Schleim der böse Entzündungen hervorruft. Die Giftdrüsen sitzen zumeist in der Haut oder im Maul des Fisches.



Zu viel Geld!

Von Herbert von Hoerner

Es tut gut, sich zu erinnern, daß es auch andere Zeiten gab als die gegenwärtigen, und daß die Menschen nicht immer und überall geklagt haben, sie hätten zu wenig Geld. Es konnte sogar vorkommen, daß einer mal fand, er hätte zuviel Geld. Und davon will ich ein Beispiel erzählen.

Im alten Kurland (das jetzt ein Teil vom neuen Lettland ist) lebte auf seinem Gut ein alter Baron V. Das Gut mit seinen Aeckern, Viehställen, Gärten und Pachtungen trug ihm genug ein, um ohne Sorge ein behagliches Leben zu führen, mit sehr viel Gastfreundschaft, versteht sich. Zum Gut gehörte auch Wald. Aber aus dem Walde wurde nie etwas verkauft, Brennholz für die Oefen und Bauholz für die Scheunen, das durfte geschlagen werden. Und im übrigen war der Wald für die Jagd da.

Hier lebte der Herzog des Waldes, der Elch, mit seinen Frauen. Der Auerhahn schnalzte sein Liebeslied.

So hätte der alte Herr noch lange in Frieden mit seinem Walde leben können, wenn's bloß nicht hier wie überall jene Nachbarn gegeben hätte, die alles besser wissen und ihre Ratschläge nicht für sich behalten können. Diese Nachbarn ließen ihm keine Ruh: wie man einen solchen Reichtum so verkommen lassen könne. Das sei ja gar keine Ordnung. In einen solchen Wald gehöre ein Oberförster. Mit „Buschwächtern" allein könne man niemals Ordnung halten. Da müsse auch mal tüchtig reingehauen werden mit der Axt, und Verkaufen sei doch keine Schande.

Die wirtschaftlichen Erwägungen der Nachbarn imponierten dem alten Herrn nicht. Aber daß er seinen Wald nicht in Ordnung halte, das sollte ihm niemand nachsagen dürfen. Und also entschloß er sich, einen Oberförster zu engagieren. Bisher hatte es diesen Posten bei ihm nicht gegeben.

Der Oberförster, ein junger Dachs, frisch von der Hochschule, machte sich an die Arbeit: den Wald zu vermessen, einzuteilen und zu bestimmen, was vom forstwirtschaftlichen Standpunkt ausgeschlagen und verkauft werden müsse.

Der alte Herr bat nur immer wieder, das Wild nicht unnötig zu beunruhigen, im übrigen kümmerte er sich wenig um die Arbeit des jungen Beamten.

Nach einem halben Jahr oder länger kam endlich der Oberförster mit seiner fertig ausgearbeiteten Aufstellung. Er breitete vor dem Baron verschiedene Karten aus, in denen dieser seinen Wald nicht wiedererkannte. —

„Aha!", sagte er nur, „hier, da ist das Nest vom schwarzen Storch."

Zum Schluß der Aufstellung war angegeben, wieviel Festmeter Holz als Brennholz, als Bauholz, nach allerlei Qualitäten geordnet, zu verkaufen wäre und welche Preise man dafür verlangen müsse. Es ergab sich, wenn man alle Posten zusammenaddierte, eine sehr beträchtliche Summe.

„Was bedeutet diese Zahl hier am Schluß?" fragte der alte Herr.

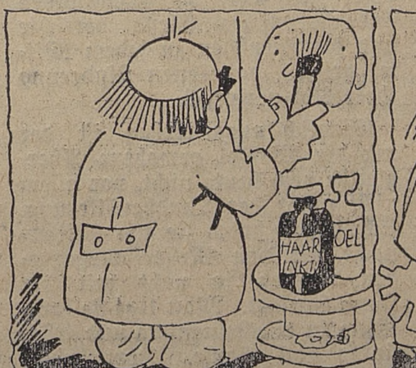
„Das kommt beim Verkauf raus", antwortete der junge Beamte.

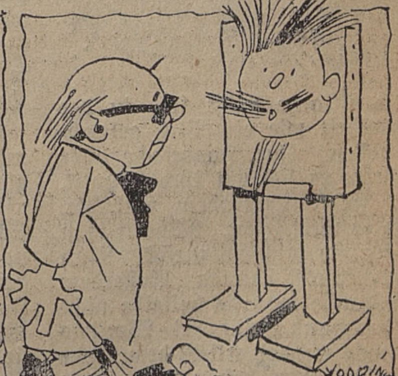
Der alte Herr sah den jungen Beamten entsetzt an:

„Unsinn", sagte er, „was soll ich mit so viel Geld? Machen Sie mir eine andere Aufstellung, bei der weniger rauskommt!"









Die vertauschte Haartinktur

FÜR DIE JUGEND



Von Mysticus

Sie lebt noch heute. Immer noch ist im Volk der Glaube an die Alraunmännchen lebendig, die mit übernatürlichen Kräften begabt sind und dem, der sie zu finden und vor allem nach richtigem Ritus auszugraben versteht, Glück und Geld ins Haus bringen.

Nach den germanischen Ländern kam die Sage von der Zauberwurzel und damit sie selbst wohl zur Zeit der Völkerwanderung. Zunächst diente sie mehr zu Heilzwecken; aber man begann alsbald auch schon von ihrer Wunderkraft zu „raunen" — — ihr Name dürfte zu erklären sein, wenn wir sie die „Alles Raunende", d. h. die Allwissende nennnen. Ob sich die Bezeichnung auch an „Alrauna", eine sagenhafte altgermanische Prophetin, von der schon Tacitus berichtet, anlehnt, steht nicht fest, ist aber wahrscheinlich.

Ursprünglich handelte es sich um die Wurzel der Mandragora, einer sehr giftigen, zu der Familie der Nachtschatten gehörenden Pflanze, deren eigentliche Heimat Südeuropa ist, vor allem das Gebiet am Mittelländischen Meer.



Die Pflanze selbst soll in der Dunkelheit wie ein Blitz geleuchtet haben. Zur Hauptsache aber handelte es sich um ihre Wurzel. Wer sie auszugraben versuchte, hatte es nicht leicht. Näherte man sich ihr, so wich sie zurück. Man mußte sie erst bannen. Außerdem aber durfte man sie beileibe nicht mit der Hand berühren! Wer das tat, war unweigerlich dem Tode verfallen. Am besten war, einen Hund an die Wurzel festzubinden und sich dann auf und davon zu machen. Im Bestreben, seinem Herrn zu folgen, riß der Hund die Pflanze mitsamt der Wurzel aus. Jetzt wär er derjenige, der zum Tode verdammt war. Damit war die Macht der Wurzel, was den Tod anbelangte, gebrochen. Jetzt konnte man sie berühren und unbesorgt mitnehmen. Sie half fortan gegen alle bösen Geister, gegen Krankheit und Armut.

Warum aber konnte gerade diese Wurzel als zauberkräftig gelten?

Weil sie oft die Konturen menschlicher Gestaltung sichtbar machte! Man verlieh ihr also gleichsam menschliche Natur.

Wie weit verbreitet und gläubig für wahr genommen um jene Zeit die Sage von der Zauberwurzel — die übrigens sehr selten war, da sie meist unter dem Galgen wuchs und nur mit großen Gefahren sich gewinnen ließ — gerade in Deutschland war, erweist ein Nachfahr Karls V., der Kaiser Rudolph II., der von 1576 bis 1612 regierte und eine sehr lebhafte Neigung für alchimistische und astrologische Studien hatte. Dieser Habsburger besaß unter anderem auch zwei Alraune, die er sogar getauft hatte, und zwar trugen sie die schönen Namen Marion und Thrudacias. Noch heute befinden sie sich, mit rotseidenen Hemdchen bekleidet, in der ehemaligen kaiserlichen Hofbibliothek. Ehedem schliefen sie in Särgen und wurden jeweils bei zunehmendem Mond gebadet. Versäumte man einmal diese Prozedur, so weinten sie angeblich wie kleine Kinder solange, bis man sich seiner Pflichten gegen sie erinnerte.

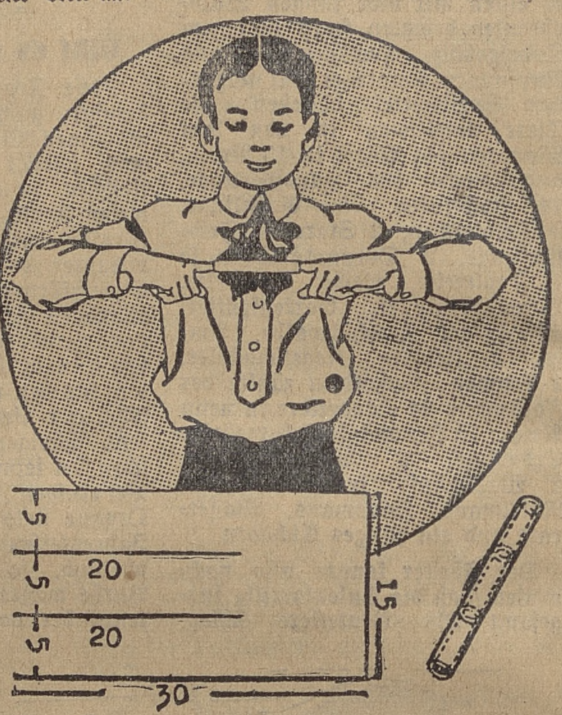
Am üppigsten blühte der Weizen für die Alraunhändler nach dem dreißigjährigen Krieg, zu einer Zeit also, da allenthalben unbeschreibliches Elend herrschte und die Menschen zu jedem Mittel griffen, das ihnen Linderung ihrer Not versprach.

Gänzlich ausgestorben ist der um die Wurzel gewobene Aberglaube noch heute nicht, vor allem nicht unter der Landbevölkerung. Schweigend wird sie um Mitternacht mit dem Messer ausgegraben, dagegen ja nicht mit der Hand berührt. Man legt sie sorgfältig in ein Leinentuch und trägt sie so nach Hause. Dort bringt sie Glück und gute Ernte...

Die verherte Rolle

Wollt ihr eure Freunde einmal ärgern? Dann macht folgendes Experiment mit ihnen:

Nehmt ein Blatt festes Schreibpapier, etwa 15 Zentimeter breit und 30 Zentimeter oder etwas mehr lang. An der einen Seite des Papiers schneidet ihr, so wie es auf der Abbildung dargestellt ist, in der Längsrichtung das Blatt bis zu etwa Zweidrittel seiner Länge in gleichen Abständen ein und rollt das Papier in der Längsrichtung zusammen, indem ihr am eingeschnittenen Ende anfangt. Der Durchmesser der so entstehenden Rolle, die mit Leim festgeklebt wird, soll 1¼ Zentimeter betragen, so daß man gerade seinen Zeigefinger hineinstecken kann. Ist die Rolle fertig so fordert man einen der Anwesenden auf, in beide Enden der Rolle einen Finger hineinzustecken. Das ist nicht weiter schwer, die Schwierigkeit beginnt erst, wenn man die Finger herausziehen will. Je mehr man nämlich zieht, desto fester preßt sich die Rolle um die Finger. Ist das Papier fest genug, so wird das einzige Mittel, seine Finger wieder freizubekommen, darin bestehen, die Rolle auseinanderzuschneiden



Die Wunderscheibe

Die Zahlenscheibe, die hier dargestellt ist, steckt voller Merkwürdigkeiten. Liest man die Zahlen im Uhrzeigersinn bei 1 angefangen, so erhalten wir die Zahl mit 2, so ergibt sich 285714 — die gleiche Zahl, die auf unserer Scheibe steht, wenn man bei 2 zu lesen anfängt. Multipliziert man mit 3, so ergibt sich 428571 — ebenfalls eine Zahl, die auf der Scheibe steht, wenn man bei 4 zu lesen anfängt. Das gleiche überraschende Ergebnis zeigt sich, wenn man die Ausgangszahl mit 4, 5 oder 6 multipliziert. Multipliziert man mit 7, so ergibt sich als Resultat die bemerkenswerte Zahl 999999. Außerdem ergeben je zwei gegenüberstehende Zahlen auf unserer Scheibe als Summe immer 9



Scherz-Bilderrätsel



Viele Hunde sind des Hasen Tod

Fridolin

Novelle
von Rudolf Presber.

(Schluß.)

Freundliche Rücksicht der Herren Prüfenden erleichterten Fridolin das Abitur. Er wurde, obschon seine Arbeiten nicht allzu glänzend waren, vom Mündlichen dispensiert, in dem er zweifellos hereingefallen wäre.

Seine Mutter schenkte ihm einen Rubinring und legte den Kreppschleier ab.

„Ueberarbeite dich nicht," ermahnte sie den ausziehenden Studenten, „nimm dir Zeit!"

Und er versprach das, nicht ohne leise anzudeuten, daß vielleicht gerade er sich recht sehr zu beeilen gute Gründe habe. Immerhin, da es die gute Mutter wünsche . . .

Seine erste Freiburger Zeit beherrschte noch die Erinnerung an Thekla. Und in seinem Kollegheft der Pandekten fanden sich zwischen Hinweisen auf Windscheid und Dernburg allerlei kurzzeilige Eintragungen, die mit der „Litera Pisana" nicht das geringste zu tun hatten.

Dann aber trat Klärchen in sein Leben, und der Kollegienbesuch erlitt dadurch Unterbrechungen, die das Führen von Heften für längere Zeit überhaupt erübrigten.

Klärchen betrieb in der Rheinstraße ziemlich selbständig ein Papiergeschäft. Denn die halbtaube Mutter, die immer frierend und in einen alten Türkenschal gewickelt in einem Winkel Strümpfe strickte und nur zuweilen, ohne aufzublicken oder sich für die Antwort zu interessieren, nach vorn rief, wieviel Uhr es sei, kam nicht in Betracht.

Klärchen war nicht ganz so jung mehr, wie sie im Halbdunkel des sauberen Lädchens aussah, aber die angenehme Fülle ihrer Figur, das anmutige Oval ihres frischen Gesichts und die flinke Art, mit der sie, die lustig rauschenden Röckchen werfend, die Leiter erstieg, um die gewünschten Schreibwaren zu holen, die alle merkwürdig hoch in den Schränken aufbewahrt wurden, verfehlte auf jüngere Semester ihren Eindruck nicht.

Es hieß, sie habe vor zwei, drei Jahren einen kleinen Roman mit einem steinreichen Australier, der hier vergeblich Medizin studierte, erlebt. Aber sie selbst sprach so unbefangen von dem längst Heimgekehrten, daß niemand Böses dabei denken konnte.

Klärchen hatte ein fabelhaftes Gedächtnis für alles, was mit ihren Kunden zusammenhing. Sie war auch, ohne daß man je eine neugierige oder unbescheidene Frage von ihr gehört hätte, erstaunlich rasch über alle persönlichen Verhältnisse der in ihrem Laden verkehrenden Studenten unterrichtet. Nur „anzuschreiben" war sie nicht zu bewegen; es mußte alles bar bezahlt werden. Angeblich war das eine Marotte der tauben Mutter, die, in den Türkenschal gewickelt, Strümpfe strickte; und es bereitete ihr selbst, wie sie gern betonte, Schmerz, daß sie von dieser Geschäftspraxis nicht abgehen könne.

Seitdem Fridolin hier zum erstenmal einen Radiergummi gekauft, der aus der obersten Schublade des hohen Schrankes geholt werden mußte, war er ein guter Kunde geworden; und da er offenbar vergeßlich war, wurde oft zwei- und dreimal ein Gang in das seiner Wohnung benachbarte Lädchen notwendig.

In seinem wackelnden Schreibtisch, den er nicht zu oft benutzte, stauten sich bald viele Pakete Schreibpapier, Federkasten, Bleistiftspitzer, Albums und Lampenschirme. Er hätte auf Grund dieses Lagers selbst ganz gut einen kleinen Handel mit Schreibutensilien eröffnen können.

Beim Einkauf nahm er sich Zeit und stand stets gern hinter anderen Kunden zurück, die es eiliger hatten. Er knüpfte hübsche Bemerkungen an die vorgelegten Waren, ging zu kleinen Galanterien über, brachte ein paar Blumen, eine Tüte Konfekt, ein Billett zum Stadttheater und lenkte schließlich an einem Vorfrühlingstag das Gespräch auf seine Einsamkeit, die ihm vom Ernst seiner Studien und von seinem Gesundheitszustand vorgeschrieben werde.

Am nächsten Sonntag gingen sie zusammen spazieren, auf den Schloßberg. Sprachen beim Hinaufsteigen von der Unzulänglichkeit der Gesetze, von den Professoren der juristischen Fakultät und von der Erhabenheit des Münsters. Sprachen beim Hinabsteigen von der Flüchtigkeit der Jugend, von dem Zauber des Frühlings, den man zuversichtlich erwarten dürfe, und von der Liebe.

Aus den geöffneten Fenstern einer Verbindungskneipe schwamm der „Schwarze Walfisch zu Askalon" auf Tabakswolken in die Nacht.

Im Schatten der alten Universität küßte er sie.

Ihr Mund war frisch und kühl; und ihre Augen blieben ruhig und weit geöffnet.

Dann gingen sie zusammen in eine kleine Weinstube, aßen Beinfleisch, tranken Markgräfler; und er schrieb eine Karte an seine Mutter, daß es ihm den Umständen nach wohlgehe.

Der Frühling schien herrlicher denn je ins Land kommen zu wollen.

Die jungen Leute machten Sonntags Touren in den Schwarzwald und hielten sich an den Händen, wenn sie durch die dunkeln Tannen gingen. Und sprachen von Glück und Wissenschaft, von Studium und Papierpreisen und auch von der Ehe. Und Fridolin erklärte diese Institution für den „idealen Menschheitszweck"; und Klärchen fand in ihrem Herzen Gründe, dem beizupflichten. Aber die alte taube Dame, die im Winkel des Papierlädchens saß, merkte nichts davon. Sie legte ihren Türkenschal nicht ab, und Strümpfe strickte sie keine mehr. Und immer seltener rief sie nach vorn, wieviel Uhr es sei.

Und eines Morgens, als Fridolin rasch vor dem Kirchenrechtskolleg noch einen Radiergummi kaufen wollte, fand er Klärchen in Tränen. Die Mutter hatte sich gegen sechs noch einmal nach der Zeit erkundigt und war dann befriedigt eingeschlafen für immer.

Klärchen war nach der Beerdigung sehr mitgenommen und niedergeschlagen.

In der rätselhaften Schatulle, in der die Mutter ihr Erspartes gesammelt, ohne sich über dessen Art und Wert zu äußern, hatte sich wenig genug vorgefunden. Eine Hornbrille, ein Schuhknöpfer, ein Krönungstaler

und ein Sparkassenbuch über einige hundert Mark. Klärchen sah besorgt in die Zukunft.

Ein schüchternes Angebot pekuniärer Beihilfe, das Fridolin wagte, wies sie stirnrunzelnd zurück. Als er ihr aber am anderen Tage half, die neuangekommenen Kopiertintenfläschchen auszupacken, ließ sie eine Andeutung fallen, daß sie immer noch ein gutes Wort von ihm erhoffe, das auf ernste Absichten abziele.

Da trat in Fridolins Auge jener merkwürdige unbestimmbare Ausdruck, der immer das Blau seiner Sehwerkzeuge umflorte, wenn er an seinen Zustand dachte oder an etwas, das damit nahe zusammenhing: an glacierte Kalbsmilch, Droschken, alten Rotwein und Rivierahotels. Und er sprach, wie zu sich selber, nicht ohne die leise Freudigkeit, die ein großer Verzicht auf die Erfüllung des Menschheitszweckes edeln Herzen leiht:

„Ich kann das teure Leben eines geliebten Wesens nicht an das meine ketten. Ich bin zum Verzicht geboren."

Und dabei blieb er, auch als ihn Klärchen mit Hilfe von zwei herbeigeholten Handspiegeln von seinem kerngesunden Aussehen überzeugen wollte.

Das täusche, äußerte er; Aepfel, in denen der Wurm sitze, hätten oft die frischesten Backen. Und als sie ihm herzlich empfahl, noch einmal einen der berühmten Professoren der Universität zu konsultieren, lehnte er das ab mit der elegischen Bemerkung, eine der größten Autoritäten seiner Vaterstadt, ein Geheimer Sanitätsrat, habe schon vor Jahren seinen Zustand erkannt; und er schilderte dem betrübt aussehenden Mädchen im Anschluß an diese Reminiszenz die Marmorurne auf dem Grab des Geheimen Sanitätsrats, um die sich die Schlange ringelte, und übersetzte ihr den ehrfurchtgebietenden lateinischen Spruch, der ihn und seine Kunst rühmte.

Da schwieg sie. Denn sie lebte in einer Universitätsstadt und hatte eine große Hochachtung vor Marmorurnen und lateinischen Sprüchen. Schlangen aber ekelten sie.

Fridolin litt unter den traurigen Augen des Mädchens und ihrem stummen Vorwurf. Er faßte an einem Mittwoch in dem ziemlich unappetitlichen „Publicum", das der ewige Privatdozent Doktor Geigenspühl über gerichtliche Medizin las, einen Entschluß.

Aus einem herausgerissenen Blatt seines Kollegheftes schrieb er an seine Mutter. Er habe eine Liebe; es sei wohl die letzte in diesem Leben. Er wolle nicht sagen, warum er das glaube; aber er träume eben häufig von dem muskelstrotzenden Turnlehrer, der, ganz in einen kakaofarbenen Trikotstoff gehüllt, in väterlichem Ton die Worte sprach: „Der Fridolin Jädecke braucht nicht mitzuspringen, insofern als daß . . ." Die Mutter wisse schon. Wenn sie ihm noch eine letzte Freude machen wolle, nehme sie das Klärchen zu sich ins Haus. Sie lese hübsch und mit Ausdruck vor, spiele auch etwas Klavier. Und was die Lebensanschauungen des vortrefflichen Mädchens angehe, so brauche er die Mutter nur darauf hinzuweisen, daß . . .

Zu Hause schrieb er den Brief fertig und ließ ihn auf der Hauptpost einschreiben. Am Abend verfaßte er einen Nachtrag zu seinem „letzten Willen". Er wünschte verbrannt zu werden, und das Klärchen sollte die Asche in einer kleinen Urne erhalten. An ihrem Hochzeitstage aber sollte sie den Inhalt der Urne in ein fließendes Wasser streuen. Das „fließende Wasser" strich er dann wieder durch und ersetzte es durch das „ewige Meer". Obschon diese Bestimmung, wie er wußte, Reisespesen verursachen mußte, gefiel sie ihm besser.

Acht Wochen später zog Klärchen mit einem Schließkorb und drei Pappschachteln bei Ernestine Jädecke, geborenen Kumms, in Fridolins Vaterhaus ein.

Ernestine küßte sie unter Tränen.

„Sie sind s e i n e Freundin," sagte sie, „und Sie werden mir einst sein Vermächtnis sein!"

Auch Klärchen weinte und ließ sich den Plüschsessel zeigen, in dem einst der Geheime Sanitätsrat gesessen, als er das harte Wort von der kleinen Dämpfung ausgesprochen . . .

. . . Fridolin war Referendar geworden und hatte dank der Schonung, die er sich in jeder Beziehung auferlegte, auch das zweite Staatsexamen bestanden. Er wirkte, ohne sich durch Ueberarbeitung zu gefährden, als Rechtsanwalt in seiner Vaterstadt und hatte die Vorsicht, sich bald einen Associé zu nehmen, der Blumenthal hieß und eine wahre Leidenschaft für das Aktenstudium besaß.

Kurz nach dem Tode seiner Mutter — die noch im Fiebertraum gebeten hatte, Fridolin möge nicht mit auf den Friedhof gehen, wenn das Wetter schlecht sei, auf alle Fälle aber Gummischuhe anziehen — verheiratete sich Klärchen mit Konrad.

Der gute Konrad hatte während seines ganzen chemischen Studiums die Schwestern Kleemüller im Herzen getragen, ohne sich für eine entscheiden zu können. Das ging übrigens allen so, die sich in dies angenehm zweistimmig lachende Schwesternpaar verliebten; und so bekam schließlich keine von beiden einen Mann. Ihr zweistimmiges Lachen wurde spitzer und büßte seine Lieblichkeit ein. Sie selbst wurden rundlich und gaben gemeinsam Gesangunterricht in besseren Familien.

Thekla hatte Joseph Binzer die Hand zum Bunde gereicht, dessen Javakaffeegeschäft einen großen Aufschwung genommen hatte, seit er sich zwei Eingeborene als Verkäufer hatte kommen lassen.

Mit Klärchen war Thekla eng befreundet. Sie gingen Dienstags und Freitags gemeinsam auf den Markt, hatten Mittwochs ihr Abonnement im Parkett des Stadttheaters nebeneinander, verglichen neidlos ihren Küchenzettel, tauschten ihre Meinungen und Gefühle in der Dienstbotenmisere aus und lasen abwechselnd die Bücher, die ihnen Fridolin mit dem wehmütigen Lächeln eines Mannes, der vielleicht seinen letzten Gang tut, aus seiner Bibliothek mitbrachte.

Fast niemals vergaß er bei solcher Gelegenheit zu sagen: „Sollte ich keine Gelegenheit mehr haben in diesem Leben — man weiß ja nie —, das Buch zurückzuholen, so behalten Sie es als kleines Andenken an mich!"

Die beiden Männer Konrad und Joseph sahen mit Rührung diese Freundschaft, die ihre Frauen mit dem nun schon seit Jahren unter der täuschenden Hülle eines Kerngesunden langsam Dahinsiechenden verband. Sie gönnten ihm auch die Freude, ihre ersten Kinder — Thekla schenkte Joseph ein Mädchen, Klärchen wiegte einen strammen Bengel — über die Taufe zu heben. Beiden Patenkindern brachte Fridolin ein versiegeltes Päckchen mit. Und seine Stimme war leicht umflort, als er die lieben Eltern bat, dieses Paketchen, das seinen „letzten Gruß" an das geliebte Patenkind enthalte, erst n a c h seinem Heimgehen zu entsiegeln. Man

versprach das auch mit gerührtem Dank und trank Rheinwein dazu.

Weder Konrad noch Joseph hat jemals erfahren, was in dem versiegelten Päckchen ihre Kinder erwartet.

Sie sind beide vor Fridolin gestorben, und er hat ihnen beiden in dem Tageblatt seiner Vaterstadt, das er zuweilen durch anonyme Beiträge poetischen und philosophischen Inhalts schmückt, einen Nachruf gewidmet, dessen edle Herzlichkeit durch einige sinnstörende Druckfehler nicht verwischt werden konnte.

Mit den beiden Witwen hat er nun schon seit Jahren einen Whistabend, zu dem er selbst bei rauhem Wetter trotz seiner Lungendämpfung pünktlich erscheint.

Er nähert sich jetzt schon den Sechzigern. Aber die Galanterie seiner geschonten Jugend ist sich stets gleich geblieben.

Zuweilen, wenn ein Rhododendron genannt wird oder eine Defreggerfrisur, blickt er Thekla mit einem verlorenen Lächeln an. Und wenn, wie das im Sommer zuweilen geschieht, durch das geöffnete Fenster der klingende Fetzen eines Studentenliedes in die Stube dringt, wo die drei ihre Tricks und Honneurs zählen, dann geschieht es wohl, daß er die Trumpffarbe vergißt und einen Augenblick aus verträumten Augen zu Klärchens silbrigem Scheitel hinübersieht.

Und wenn er dann nach Hause geht, spricht er leise, zärtliche Worte vor sich hin. Aber die hört keiner, der ihm begegnet, denn er hält ein Tuch vor den Mund und hütet sich, gegen den Wind zu atmen.

In den Kreisen der juristischen Kollegen und an Stammtischen, die er nie besucht, erklärt man den alten Herrn für einen Sonderling. Aber er hat auch liebenswürdige Einfälle.

So ließ er die unlesbar gewordene lateinische Inschrift auf dem Grabe eines Geheimen Sanitätsrates neu vergolden. Und seinem ehemaligen Turnlehrer hat er ein Wägelchen gekauft, in dem sich der vom Schlag gerührte alte Mann mittags ein bißchen in die Sonne fahren lassen kann.

Krämer Kiesel

Novelle von **Richard Wenz**

Sein Laden war ein Kabäuschen von nur zehn Fuß im Geviert. Aber es hatte bis hinauf unter die von Fliegen geschwärzte Decke Schubladen und Fächer, die nur dem Schaufensterchen und der Tür mit ihrer zersprungenen Schelle den spärlichen Raum freiließen. In der Mitte stand ein Thekchen, und den Platz dahinter teilte Krämer Kiesel mit der Salzkiste, dem Heringsfaß und zwei Oelkannen.

An die dreißig Jahre war das Lädchen „seine Welt" gewesen, eine heimelige Welt trotz all ihrer Kleinheit und Enge, trotz ihres Mischgeruches von Tabak und Kaffeebohnen, von Rüböl und Petroleum, Heringen, Limburger Käse und Blauleinen. Sie hatte ihn so glücklich sein lassen, daß er draußen der andern, großen ein Fremder geworden war. Und wäre nicht der Honoratiorentisch im „Anker" gewesen, an den ihn sein einziger Vertrauter, der silberhaarige Lehrer Schüller, gezogen hatte, so wäre er wohl auch ein Einsamer geworden; denn von seinen Verwandten lebte keiner mehr, und vor der schönen, stillen Jungfer Rosalie, die ihm seit Jahren den Haushalt führte, empfand er noch immer eine Scheu wie vor einer Heiligen.

Er wußte selbst nicht, was es war, wenigstens hatte er dafür keinen Maßstab. Er fühlte nur die Kleinheit seiner selbst und seiner Welt, die dem stillen Frauenwesen als etwas Erhabenem gegenüberstand.

Da kam ein Neuer an den Honoratiorentisch, das war Doktor Linx, der eigentlich gar nicht in diesen geruhsamen Kreis hineinpaßte; denn er war ein Witzbold und Spötter. Auch ein wenig oben hinaus, so daß gerade Krämer Kiesels Art ihm als das beste Ziel seiner Spottpfeile vorkam. „Der Krämer" hieß er bei ihm, und wenn er's ihm auch nicht ins Gesicht sagte, so sagte er's hinter seinem Rücken.

Eines Abends, er hatte grad von der Eröffnung eines großen Warenhauses in der nahen Stadt gelesen, da tauchte in ihm ein verwegener Plan auf: Mit dem „Krämer" sollte es für immer ein Ende geben!

Am nächsten Tag fuhr er in aller Herrgottsfrühe zur Stadt hinunter und legte seinen Plan dem Architekten vor, der sich als Erbauer des größten Warenhauses einen Namen gemacht hatte, denn nichts Geringeres als ein gleiches Unternehmen hatte Krämer Kiesel im Sinn, um dem Spottvogel im „Anker" für immer den Schnabel zu stopfen.

Nach drei Wochen schon war der Kostenanschlag da. Aber Jungfer Rosalie, die er jetzt erst mit seinem Plane vertraut machte, zog ihre dunkeln Brauen hoch in die schmalwölbige Stirn und wußte nicht ja noch nein. Er müsse sich endlich einmal verändern, redete er ihr ein, er hätte nie mit der Zeit gleichen Schritt gehalten.

„Verändern?" entgegnete sie leise und versank dann in heimliche Gedanken. Wenn er sich denn unbedingt verändern wollte, sie hätte schon etwas anderes gewußt. Aber er war ja schon an die fünf Jahr als grilliger Hagestolz an ihr vorbeigegangen, vor dem sie ihr Herz immer ängstlich verschlossen gehalten hatte. Da müsse einer am End auch auf solche Marotten kommen. Mochte er's drum mit sich selber ausmachen; sie wollte sich den Kopf nicht damit zerbrechen. Und doch tat er ihr leid, wie er nun da saß und bis tief in die Nacht hinein rechnete. Wenn es ihm geriet, das alte Häuschen gut an den Mann zu bringen, dann waren vielleicht noch 20 000 Taler nötig, die er zulegen mußte. 20 000 Taler! Wie lange hatte er daran geschrappt und gespart. Aber es war A gesagt, es mußte auch B gesagt werden. Der bloße Gedanke an Doktor Linx trieb ihm eine heiße Schamwelle ins Gesicht, als er einmal wankend zu werden drohte.

Im Unterdorf, an der Ecke der Schulstraße und Friedrichstraße, war ein Bauplatz zu verkaufen, den bekam er. Ein halbes Jahr verging, da war das Haus gerichtet, und wieder ein halbes, da wurden darin die Anstreicher fertig. Gott sei Dank! So in ewiger Ungewißheit und Sorge leben, ob's wohl ginge oder nicht, das hielt ja eine Bärennatur schon nicht aus, und er war doch nur ein schmales Männchen, dem die sorgsam gepflegten Ohrlocken bereits grau und die dünnen, glattgekämmten Strähnen darüber immer durchsichtiger geworden waren.

Nicht weniger hatte es ihn beunruhigt, immer von neuem gewappnet zu sein, wenn er am Stammtisch nach den Gründen seiner Unternehmungsluft gefragt wurde. Zuletzt hatte man ihm denn glauben müssen, daß sein Plan vor allem dem Bestreben um die Wohl-

fahrt der Dorfbevölkerung entsprungen sei. Die Leute müßten daheim ebenso billig einkaufen können wie in der Stadt, und das Geld dürfe nicht hinausgetragen werden.

Wirklich schien es denn auch, als ob er nun vor dem bösen Doktor Ruhe haben sollte. Das „Kaufhaus von August Hermann Kiesel" war so weit, daß es eingeräumt werden konnte. In den beiden großen Schaufenstern nach der Schulstraße wurden die Manufakturwaren und Haushaltungsgegenstände ausgestellt, und in der Friedrichstraße luden Körbe, Schalen, Säckchen und Vitrinen mit allerhand Spezereiwaren die Käufer ein. Man staunte, daß so was Großstädtisches der Krämer Kiesel fertig gebracht hatte, und keiner ahnte, daß hinter den geschlossenen Fensterläden ein paar Tage lang ein Dekorateur aus der Stadt seine Kunst betätigt hatte. Jungfer Rosalie hatte zwar in wehmütiger Trauer daneben gestanden und es wie eine Beschämung empfunden, daß ihr praktischer Schönheitssinn, der jahrelang das kleine Kabäuschenfenster ausgeputzt hatte, nun mit einemmal ausgeschaltet sein sollte.

„Dann werden Sie sich wohl jüngeres Personal ins Haus nehmen müssen," meinte sie entsagungsvoll am Tage vor der Geschäftseröffnung, und Krämer Kiesel hatte das Gefühl, als ob er sie in diesem Augenblick um Haupteslänge überrage, als ob sie all ihre Erhabenheit von sich abgetan hätte und zu ihm herabgestiegen sei. Aber er wollte ja nicht triumphieren über sie, sondern fühlte sich beglückt, daß sie ihm in menschliche Nähe gerückt war, und nie in all den Jahren hatte er ihren Namen so herzlich warm ausgesprochen, wie jetzt, da er sie ohne jedes Gönnertum seines unwandelbaren Vertrauens versicherte.

Der große Wurf schien geglückt zu sein. Während der drei ersten Tage gab ein Käufer dem andern die Ladentür in die Hand, und mit einem nie gekannten Stolz saß Krämer Kiesel abends am Stammtisch und wartete der Angriffe des gehässigen Spötters. Für den war er nun über Nacht zum „Großkaufmann geworden, und wenn auch in diesem Wort noch immer der Hohn mitklang, es sollte ihn gewiß nicht kränken,. sein Ansehen konnte ihm keiner streitig machen.

„Dann wird wohl auch die schöne Rosalie bald avancieren," neckte der übermütige Doktor: aber Krämer Kiesel tat, als hörte er's nicht. In Wirklichkeit jedoch ging es ihm nach wie ein lockender Ton; nur daß er nicht recht wußte, ob ihn der Arglistige in etwas hineintreiben. oder davor zurückschrecken wollte.

Er war noch nicht zur Klarheit darüber gekommen, als er gewahrte, daß der Geschäftsgang wieder abzuflauen begann. Schon spürte er sein Siegesbewußtsein erschüttert, da stieß er in der Zeitung auf eine Riesenannonce des städtischen Warenhauses. „Billige Woche" stand seitgedruckt darüber, und dann: „Jeder Artikel, jede Serie, jede Kollektion nur 95 Pfennig!"

Das mußte ihn retten. Nach dem großzügigen Vorbild wurde ein Warenverzeichnis aufgestellt. immer abwechselnd Lockartikel mit solchen, die den Gewinn einbringen sollten; damit fuhr er in die Stadt und ließ mächtige Zettel drucken, die von einem Boten im Dorfe verteilt wurden.

Aber diesmal hatte sich Krämer Kiesel gründlich verrechnet. Wohl taten die Zettel ihre Wirkung; denn am ersten Tage wurde der Laden nicht mehr leer. Doch was man kaufte, das waren nur die Artikel, die er als Lockvögel ausgesetzt hatte und an denen er nicht die Butter auf dem Brot verdiente.

Nach der einen 95-Pfennig-Woche war dem Krämer die Lust zu der zweiten schon vergangen, und nur widerwillig entschloß er sich am Sonnabendabend, den Stammtisch aufzusuchen. Er wußte, daß ihm der „Großkaufmann" jetzt einen viel peinlicheren Schimpf eintrüge, als es der „Krämer" vermocht hatte; auch war das Gerede durchs Dorf gegangen, daß die übrigen Geschäftsleute ihn wegen seines „unlauteren Wettbewerbs" an den Pranger stellen wollten, und schon sah er sich von einer untilgbaren Schande bedeckt.

Wie er's befürchtet hatte, so kam es. Man warf ihm einen schmählichen Bruch mit der dörflichen Ueberlieferung vor, und sogar der treue Lehrer Schüller rückte an dem Abend merklich von ihm ab.

Da schwur er sich, das Honoratiorenstübchen zeitlebens zu meiden, und schloß sich ganz in seine Einsamkeit ein.

Das Geschäft ging seinen trägen Gang weiter. Wenn mal einer kaufen kam, so wollte er sich nur erkundigen, ob nicht bald wieder eine billige Woche wäre, und Krämer Kiesel mußte sich oft Gewalt antun, daß er ihn nicht zum Laden hinauswarf. Von Tag zu Tag wurde er galliger, das große Haus erschien ihm kalt und fremd, alles Mühen wie schwere Fron.

Jungfer Rosalie hatte aufrichtiges Mitleid mit ihm, sie sah, wie er auch ihr gegenüber wieder wortkarg wurde, und nahm sich endlich ein Herz, ihn von dem drückenden Alp zu befreien.

„Wissen Sie was," sagte sie an einem Morgen, als ihr esin Mißmut besonders schwer auf der Seele lag, „machen Sie den Laden zu und gönnen Sie sich die wohlverdiente Ruhe!"

„Dann werd' ich ja zum Narren im Dorf," antwortete er gequält.

„Müssen Sie denn grad hier bleiben?" fragte sie tastend; „die Welt ist ja so groß."

Da sah er sie forschend an, und noch einmal stieg in ihm die Erinnerung an jene Tage seines stolzen Selbstgefühls auf, das ihn zu ihr hinaufgehoben hatte. Wie töricht er gewesen war, jene köstliche Zeit unbenutzt vorübergehen zu lassen. Hatte ihn das plötzliche Glück denn so übermütig gemacht, daß er danach zu haschen verschmähte?

Aber während er sich wie träumend diesen Gedanken hingab, wollte ihm eine Träne ins Auge quillen. Da rafft er sich zusammen, und mit einer letzten Hoffnung an das Entschwundene sagte er:

„Ich als alter Mann in die fremde Welt? Wo man keinen Menschen hat, der's gut mit einem meint?"

„Aber Herr Kiesel!" erwiderte sie voll Güte, „ich bin doch bei Ihnen."

„Sie?" fragte er noch halb ungläubig, „gingen Sie denn mit?"

„Wohin Sie wollen!" sagte sie feierlich und doch voll Wärme.

Aber er fand kein Wort, das seines Herzens Seligkeit ausgedrückt hätte; dankbar neigte er sich auf ihre Hand und berührte sie mit seinen Lipepn . . .

Am Tage darauf hingen große geschriebene Zettel in den Schaufenstern, darauf stand: „Gänzlicher Ausverkauf wegen Aufgabe des Geschäfts". Den Verkauf aber besorgte Jungfer Rosalie allein, und nie zuvor war sie voll Lebensfreude gewesen wie in diesen Tagen seines geschäftlichen Zusammenbruchs. Als dann auch das Haus verkauft war, fuhren sie mit dem Nachtzug zur Stadt hinunter.

AUS DER PRAXIS

Januar-Arbeiten

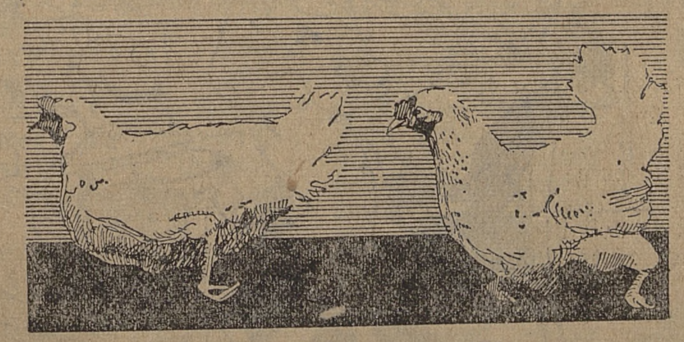
Die Ernte hängt mehr ab vom Jahr
Als vom Acker und vom Schar.

Im Obstgarten gebietet der Januar wichtige Arbeiten. Viele Gärten leiden darunter, daß sie zu dicht bepflanzt sind, bei der Anlage wird gewöhnlich der Zuwachs zu wenig in Betracht gezogen. In solchen Gärten fehlt es an Nahrung, um Höchsterntеn und gute Fruchtbildung zu erzielen, dafür greifen aber Ungeziefer und Krankheiten um sich. Deshalb entferne man die schlechtesten unter den alten Bäumen und verpflanze später die überflüssigen jungen Bäume. Ferner gemahnt der 20. Januar, der Tag Fabian Sebastian, nach dem alten Wort: „Fabian Sebastian läßt den Saft in die Bäume gahn" daran, die Bäume zu beschneiden und kranke und zu dichte Aeste aus den Kronen herauszuschneiden. Auch Edelreiser werden jetzt geschnitten und zum Aufbewahren eingeschlagen. Für den Gemüsegarten wird eine Bestandaufnahme unter den selbstgeernteten Sämereien vorgenommen und Fehlendes nachbestellt. Im Blumengarten sind Begonien unbedingt im Januar zu säen; dann werden sie am schönsten, wenn Schnee auf den Samen fällt. Wer sich mit früher Treiberei abgeben will, muß in den ersten Januartagen damit anfangen.

Im Geflügelhof muß vor allem auf Frostschutz geachtet werden. Gefährlich sind die warmen, feuchten und schlecht gelüfteten Ställe, in denen das Geflügel verweichlicht und anfällig wird für Erkältungskrankheiten. Bei großkämmigen Hühnern wird das Erfrieren der Kämme und Kehllappen durch Einreiben mit Vaseline oder Glyzerin vermieden. Besondere Sorgfalt erfordert auch die Fütterung. Tränkwasser und Weichfutter werden warm aber nicht heiß gegeben. In der Fütterung erweist sich heute bei den gedrückten Eierpreisen der große Wert der Veredelung wirtschaftseigenen Futters. Daher verlagert sich das Schwergewicht der Hühnerhaltung wieder mehr nach der bäuerlichen Wirtschaft hi'Für die Winterfütterung hat die Verwendung von Mais und Hafer besondere Bedeutung, weil dieses Körnerfutter besonders fettreich ist und die Wärmeerzeugung im Körper erleichtert. Je Tag und Henne sollen etwa 60 Gramm Körnerfutter gegeben werden, das zweckmäßig in tiefes Stroh gestreut wird, damit die Hühner tüchtig danach scharen müssen und durch die Bewegung warm werden. Im Weichfutter können weitgehend gekochte Kartoffeln, unter Zusatz von Kleie und gutem Fischmehl, gegebenenfalls unter Verwendung von Buttermilch oder Magermilch gereicht werden. Um die auch im Winter wichtige Grünfütterung nicht zu unterlassen, werden Runkelrüben, Pferdemöhren oder Mohrrüben aufgehängt, nach denen die Hühner springen sollen oder Keimhafer in Trögen dargereicht.

Geflügellähme

Das Hühnergeflügel gehört zu den anpassungsfähigsten Haustieren. Es wird daher von Krankheiten verhältnismäßig wenig betroffen, und zwar um so weniger, je naturgemäßer die Haltung ist. Hoch leistungsfähige Tiere sind verhältnismäßig am anfälligsten. Man kann daher geradezu von gewissen „Farmkrankheiten" sprechen die im Bauernhof fast gar nicht beobachtet werden.



Eine in den letzten Jahren in steigendem Maße in den verschiedensten Ländern beobachtete, aber noch nicht völlig erforschte Krankheit ist die Geflügellähme Sie tritt besonders bei Spätbruten in dem gefährlichen Alter von vier bis sechs Monaten auf. Beim Gehen knicken die Beine ein, die Fortbewegungsfähigkeit der Hühner ist behindert. Ueber die Entstehungsursachen herrscht noch Unklarheit. Viele Fachleute halten die Geflügellähme für eine ansteckende Krankheit, die mittels des Eies auch von den Eltern auf die Nachkommen übertragen werden kann. In Amerika sieht man die Krankheitsursache in einer Blutveränderung, einer Art Leukose. Nach einer Darstellung von Dr. Wagener-Landsberg ist oft darauf hingewiesen worden, „daß vielleicht eine übermäßige Fütterung mit Eiweißprodukten von Einfluß sein kann. Einschlägige Versuche, die ich einmal ausführen ließ, zeigten allerdings, daß es nicht gelingt, bei Versuchstieren allein durch enorm hohe Eiweißgaben tierischer Herkunft die Krankheit zu erzeugen. Es müssen offenbar noch andere ursächliche Momente bei der Entstehung mitwirken Neuerdings wird in England darauf hingewiesen, daß vielleicht die zu starke Verabreichung von Vitaminpräparaten einen ursächlichen Einfluß auf die Entstehung des Leidens auszuüben imstande sei. Ehe jedoch nicht die Erforschung dieses Leidens weiter vorgeschritten ist, lassen sich bündige Schlüsse über die Ursache und damit auch die Bekämpfungsmöglichkeiten der Krankheit noch nicht ziehen. Bei der heutigen Lage ist eine Behandlung erkrankter Tiere zwecklos, da es kein wirksames Heilmittel dagegen gibt."

Butterfehler

Oelig, fischig, tranig wird die Butter durch unrichtige Säuerung, gewöhnlich infolge schlechten Säureweckers.

Seifig wird Butter aus seifiger Milch.

Ranziger, säuerlich-öliger Geschmack entsteht bei zu starker Säuerung, ferner durch zu alte Butterfarbe, durch unvollständiges Auskneten oder durch schlechte Schlagwirkung des Butterfasses.

Bitter kann die Butter werden durch Fütterungsfehler, durch zu langwährige Säuerung oder durch bitteren Säurewecker. Auch die Butter von altmelkenden Kühen wird leicht bitter.

Fauliger Geruch und Geschmack entsteht, wenn die Butter nicht genügend geknetet wurde; er kann jedoch auch von schlechtem Wasser herrühren.

Rauchig, dumpfig wird die Butter durch Aufbewahrung in der Nähe von stark riechenden Gegenständen oder in unsauberen, dumpfigen Räumlichkeiten.

Staffig nennt man den muffigen Geruch, den die Butter annimmt, wenn sie in dumpfige, mit kochendem Wasser ungenügend gereinigte Kübel verpackt oder in schlecht gelüfteten Räumlichkeiten aufbewahrt wird.

Stallgeruch und Geschmack nach dem Kuhschwanze entstehen durch unsaubere Behandlung oder durch zu lange Aufbewahrung im Kuhstall.

Lesefrüchte

„Fruchtbarkeiterhöhend wird unter allen Umständen die eigentliche Vertiefung der Ackerkrume wirken; diese besteht aber keineswegs allein in dem Aufreißen bzw. Aufpflügen der unteren Bodenschichten, sondern in deren gleichzeitiger Durchsetzung mit Humus, Bakterien und leichtlöslichen Nährstoffen. Nicht die Bearbeitung allein, sondern nur Bearbeitung und Düngung zusammen vermögen im eigentlichen Sinne die Ackerkrume zu vertiefen."

Prof. Dr. Opitz, Berlin-Dahlem.

„Eine sachgemäße Düngung erhöht die Ernte und sichert somit die Ernährung des Volkes auf eigener Scholle, und zwar mit Erzeugnissen von bester Güte. Diese Erzeugnisse helfen dem Landwirt bessere Preise erzielen, und ein verhältnismäßig hoher Rohertrag verbilligt mit verhältnismäßig billigen Hilfsmitteln die Erzeugungskosten der Ernteeinheit."

Prof. Dr. O. Nolte-Berlin.

FÜR DIE PRAXIS



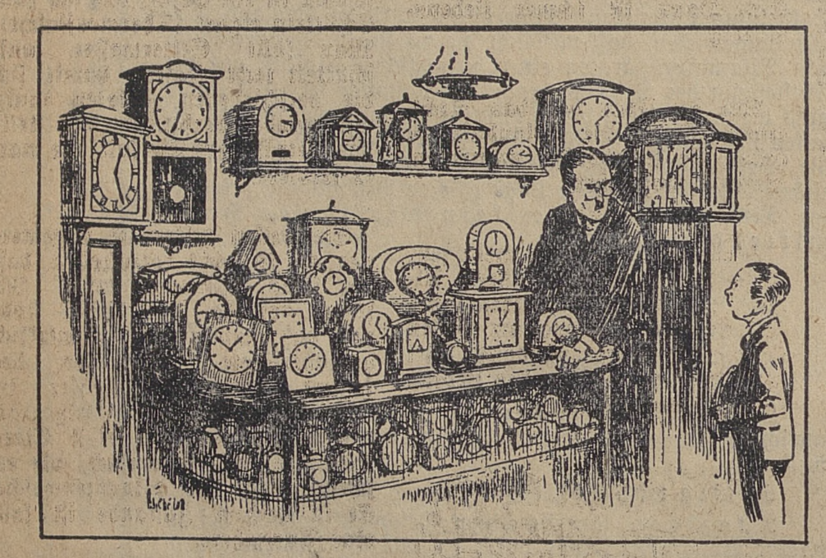
Lies und Lach'!



„Wie mundet Ihnen mein Rheinwein, Herr Nachbar?"

„Nicht übel, — aber finden Sie nicht, daß etwas reichlich viel Rhein drin ist...?"

*



Uhrenhändler zum neuen Lehrling: »Vor allen Dingen lege ich Wert darauf, daß meine Lehrlinge sich wirklich für das Geschäft interessieren und nicht dauernd nach der Uhr schauen.« (Judge.)

Nach der großen französischen Revolution erklärte man das französische Theater zum Nationaleigentum, das von der Republik zu erhalten sei. Eintrittsgeld wurde nicht mehr erhoben, und gleich der Kirche waren die Eintrittspforten für jedermann geöffnet. Welch Wunder, daß sich allabendlich Publikum in hellen Scharen einfand. In der Eröffnungsvorstellung wurde eine Oper gegeben, und alles lauschte andächtig den erhabenen Klängen, die aus dem Orchester und von der Bühne erschallten. Als aber der Chor in einer Szene auftrat und mit dem Ensemblesatz begann, erhob sich im Zuschauerraum ein Weib aus dem Volke und schrie: „Es ist schändlich, wie man uns betrügt, weil wir nichts zahlen. Um recht schnell fertig zu werden, singen sie jetzt alle auf einmal."

*

Die begeisterte Mutter: „Mein Sohn hat viele originelle Ideen, nicht wahr?"

Der Lehrer: „Ja, besonders in der Orthographie."

*

„Wenn ich mir es überlege, war Adam doch sehr zu beneiden."

„Warum, Männe?"

„Seine Frau sagte ihm nie: Ich konnte eine bessere Partie machen."

*

Die Pointe

In einer deutschen Stadt gab der berühmte Geiger Mischa Elman ein Konzert, und natürlich fand sich eine Menge Kunstbegeisterter ein, die den Saal bis auf den letzten Platz füllte und mit begeistertem Applaus dem Künstler für seine Darbietungen dankte. Lächelnd musterte Elman die Schar der errötenden Backfische und Jünglinge, die ihn am Ausgang erwarteten, um schüchtern ein Autogramm zu erbitten. Am Ende der Reihe kam ein junger Mensch mit einer schwarzen Hornbrille und bat um vier Autogramme. Elman stutzte:

„Was wollen Sie denn mit vier meiner Unterschriften?"

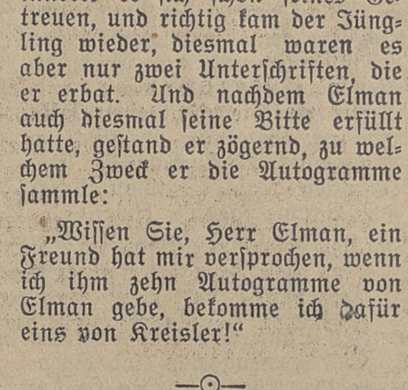
„Das kann ich nicht sagen", erwiderte der junge Mensch, „aber ich flehe Sie an, geben Sie mir vier Autogramme"

Und Elman gewährte nachsichtig die Bitte.

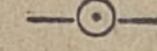
Nach einiger Zeit brachte eine andere Tournee den Künstler wiederum in jene süddeutsche Stadt, und wieder ereignete es sich, daß ihn am Ende des Konzertes jener Kunstenthusiast erwartete und seine sonderbare Bitte wiederholte. Diesmal wurde Elman noch stutziger und fragte dringend:

„Ich will Ihnen die vier Autogramme geben, aber Sie müssen mir sagen, warum Sie soviele haben wollen."

Aber der Jüngling versicherte wieder, daß er die Gründe nicht nennen könne, und Elman gab wieder seinen Wünschen nach. Als er das dritte Mal auf dem Konzertpodium dieser Stadt stand, erinnerte er sich schon seines Getreuen, und richtig kam der Jüngling wieder, diesmal waren es aber nur zwei Unterschriften, die er erbat. Und nachdem Elman auch diesmal seine Bitte erfüllt hatte, gestand er zögernd, zu welchem Zweck er die Autogramme sammle:



„Wissen Sie, Herr Elman, ein Freund hat mir versprochen, wenn ich ihm zehn Autogramme von Elman gebe, bekomme ich dafür eins von Kreisler!"



Die geizigen Schotten

Zum Jagdfrühstück sollte jeder etwas mitbringen. Allerlei Nationen fanden sich zusammen. Der Franzose brachte Sardinen mit, der Holländer Käse, der Deutsche kam mit Rheinwein und der Oesterreicher hatte Sachertorte mitgebracht. Da kam auch der Schotte an in Begleitung eines Herrn. Man rief ihn an: „Hallo, Mr. McPherson — was haben Sie denn mitgebracht?" Strahlend rief Mr. McPherson zurück: „Ich habe meinen Bruder mitgebracht!"

*

„Zum Donnerwetter", brüllt der Zahnarzt, „jetzt beißen Sie doch endlich die Zähne zusammen und machen Sie den Mund auf!"

*

Sarah Bernhard, die berühmte französische Tragödin, war bekannt wegen ihrer Magerkeit. Ein Pariser Blatt brachte einmal folgende boshafte Notiz: „Gestern abend hielt vor dem Theater Saint-Martin ein leerer Wagen. Ihm entstieg Sarah Bernhard."

*

„Wann kann ich Sie denn mal besuchen, um Ihre reizenden Zwillinge anzusehen, Herr Büchmann?"

„Kommen Sie um drei Uhr nachts da sind sie immer am lebhaftesten!"

*

Weil Mark Twain einen ganz großen Mandarin beleidigt hatte, bekam er acht Tage Gefängnis. Das war noch in seiner goldenen Jugendzeit. Später fragte ihn ein Reporter über seine Eindrücke.

„Ach, lieber Freund, wenn man im Gefängnis näher zusieht, entdeckt man, daß es auch da Schurken gibt, wie überall."

Der Philosoph

Einer unserer bekanntesten Philosophen sagte eines Tages zu seiner Frau während eines Plauderstündchens: „Im Grunde genommen ist es doch eigentlich lächerlich: als ich dich zu meiner Frau erwählte, gab ich deinem Vater die Erklärung ab, daß ich dich mit allem, was ich besäße, ausstatten würde, und — ich hatte doch keinen roten Heller in der Tasche!"

„Aber Männe," sagte die Frau mit gehobener Stimme, „du hattest doch deine glänzenden Talente!"

„Ja, mein Liebling," entgegnete der gelehrte Herr trocken, „weißt du, mit denen habe ich dich allerdings nicht ausgestattet!"



Lesen Sie doch mal auf der nächsten Seite die Geschichte vom zerstreuten Friseur — einfach köstlich, sag ich Ihnen!

Von Frauen – für Frauen

Die Hausapotheke

Sie ist ein wenig in Vergessenheit geraten, die gute alte Hausapotheke, die zu den Zeiten unserer Väter in jedem geregelten Haushalt eine ernste und gewichtige Rolle spielte. Erst wenn man eine Nacht mit Schmerzen verbracht hat und keine Möglichkeit sah, irgendeins der Medikamente zu bekommen, die ungefährlich sind und mit 80prozentiger Sicherheit gegen kleine Gesundheitsstörungen helfen, wird sie wieder in ihre alten Rechte eingesetzt.

Ihre Anschaffungskosten sind verhältnismäßig klein. Nur sollte man sich zur Gewohnheit machen, daß jede Kleinigkeit mit einer lesbaren, richtigen Aufschrift versehen ist. Was braucht man nun alles?

Alkohol, essigsaure Tonerde, Wasserstoffsuperoxyd, Tees, Jod, gereinigte Watte, Heftpflaster, Baldrian- und Pfefferminztropfen, eine Brandbinde, eine verpackte sterilisierte Schere, Mullbinden und verschiedene Tabletten. Am besten macht man sich eine Tabelle, aus der ersichtlich ist, welche Mittel für die einzelnen Leiden in Betracht kommen.

Magenschmerzen: Pfefferminz- oder Vermuttee.

Leibschmerzen: Kamillentee und Kümmeltee.

Husten: Brusttee.

Halsschmerzen: Essigsaure Tonerde und Wasserstoff sowie gewöhnliches Kochsalz, je einen Teelöffel auf ein Glas Wasser. (Zum Gurgeln.)

Kopfschmerzen, Zahnschmerzen, Neuralgische Kopfschmerzen: Verschiedene in der Apotheke oder Drogerie erhältliche Mittel, in Tabletten- oder Pillenform, die diese Leiden bessern.

Schnittwunden: Blutstillende Watte, Mullbinden und Jod zum Austupfen.

Brandwunden: Brandbinde.

Mückenstiche: Wasserglas.

Schwere Insektenstiche: Essigsaure Tonerde (Umschläge).

Entzündete Augen: Borwasser.

Schwere Allgemein-Erkältung: Eukalyptusöl, ungefähr 30 Tropfen auf ein Liter kochendes Wasser, zum Einatmen.

Fieber: Schweißtreibender Fliedertee, Tabletten, Fieberthermometer u. Prießnitzumschlag.

Schlaflosigkeit: Baldrian- oder Pfefferminztropfen sowie ein leichtes Schlafmittel.

Rheumatische Schmerzen: Ameisenspiritus, evtl. ein Katzenfell.

Splitterausziehen: Gereinigte Pinzette, reiner Alkohol.

Alle diese Dinge müssen übersichtlich geordnet werden, so daß im Bedarfsfalle kein langes Suchen erfolgen muß, sondern alles sofort zur Hand ist. Dann wird man Freude an seiner Apotheke haben, auch wenn man das Glück hat, sie längere Zeit nicht benutzen zu brauchen.

Die Hausfrau rät:

Kleiderschränke und Schiebladen machen einen viel gepflegteren Eindruck, wenn die Innenwände und Böden mit einem lustigen Stoff beklebt sind. Voraussetzung ist natürlich, daß man die Hygiene nicht darunter leiden läßt und die Schränke immer gut lüftet und ausbürstet.

*

Die Gemüsezubereitung ist bei uns noch nicht sehr entwickelt. Meistens kommt es mit einer Einbrenne, mit der man es nach dem Garwerden in Salzwasser übergießt, auf den Tisch. Viel schmackhafter und gesundheitlich wertvoller wird ein Gemüse, wenn man es in so wenig Wasser gar macht, daß das Wasser völlig verdampft, und dann ein Stück Butter daran gibt, oder es völlig in Butter gar dünstet. Nur ist der letzte Vorschlag ein wenig teurer, da man ziemlich viel Butter dazu gebraucht.

*

Gesundheits- und Körperpflege

Goldzähne und -kronen gehören nicht in den Mund einer Frau. Die Zahnwissenschaft hat eine hochgebrannte Porzellanmasse erfunden, mit der man jeden Zahn, nachdem er von seinem eigenen Schmelz befreit ist, überzieht. Dieser Porzellanüberzug hält ein Menschenleben. Notwendig ist natürlich, daß die Wurzeln genau untersucht und im Krankheitsfall vorher ausgeheilt werden müssen. Auch schief gewachsene Zähne kann man durch Porzellankronen regulieren.

Ein wenig Höflichkeit

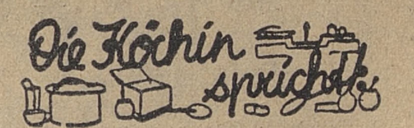
Frauen setzen manchmal ihren Ehrgeiz darein, zu Männern verletzend zu sein. Das ist ein Zeichen von schlechter Erziehung. Eine Dame ist immer liebenswürdig.

*

Nur die Frau hat das Recht, einem Mann die Erlaubnis zu geben, sie telephonisch anzurufen, niemals umgekehrt.

*

Man fragt eine nicht mehr sehr junge Frau nicht nach ihrem Alter. Da man sich leicht irren kann, läßt man diese Frage am besten überhaupt, denn niemand hört gern, daß er die Höhe des Lebens bereits überschritten hat.



Ungarisches Krautgulasch

Drei feingeschnittene Zwiebeln werden in Butter angeröstet und mit Paprika und Salz bestreut. Nun gibt man ein Pfund in grobe Würfel geschnittenes Schweinefleisch dazu und röstet es zu bräunlicher Farbe. Zum Schluß kommt ein halbes Pfund Sauerkraut hinein und alles zusammen schmort bei kleiner Flamme reichlich zwei Stunden.

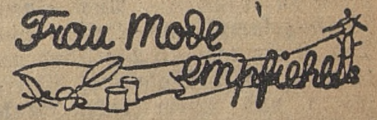
*

Schokoladenparfait

Man löst einen gehäuften Eßlöffel Schokoladenpulver in Milch auf, und gibt dieses mit ¼ Liter süßer Sahne und Zucker nach Geschmack in ein Gefäß, das sich zum Schütteln eignet (Thermosflasche). Man füllt Selterwasser auf, schüttelt recht kräftig, damit sich die verschiedenen Zutaten innig miteinander verbinden, und stellt das Getränk auf Eis kalt, ehe man es serviert.

*

Eierspeisen gelten im allgemeinen als so leicht herzustellen, daß ein Kind sie machen kann. Ich finde, daß sie sehr schwer sind, und daß man nur selten wirklich gutzubereitete Eierspeisen bekommt. Oft werden Fehler in der Fettmenge, oder im Hitzegrad des Fettes gemacht, selbst Eierkochen ist nicht so einfach, wie es scheint, und das pflaumenweiche Ei in heißem Zustande ist fast eine Ausnahme.



Der Muff ist modern. Seit mehreren Jahren versucht man immer wieder, ihn einzubürgern, aber bisher ist es nicht so recht gelungen. Man trägt ihn jetzt aus dem gleichen Material wie die Jacke oder das Kleid. Er ist eine modische Spielerei, die sehr nett sein kann, wenn man ihn zu tragen versteht.

*



Für die Kleinen

Millionäre ohne GELD

So lebt der Winnetou von heute

Von G. E. MEISSNER

Nicht weit vom Capitol in Washington steht ein kleines Gebäude. Geschäftige Clerks sitzen über gewaltige Kontobücher und addieren Zahlen mit sehr vielen Nullen. Und es geschieht durchaus nicht selten, daß die Summe, unter die sie den Schlußstrich setzen, eine Millionenziffer darstellt. Am Kopf der Konten aber stehen merkwürdige Namen, Namen mit einem ganz fremdartigen und gar nicht amerikanischen Klang. In diesem Gebäude wird das Vermögen der Indianer verwaltet.

Der Winnetou von heute ist Millionär. Das Kriegsbeil hat er schon seit bald einem Jahrhundert begraben. Er braucht es nicht mehr. Er begnügt sich damit, Einstein, Gerhardt Hauptmann oder Tom Mix zu Ehrenhäuptlingen seines Stammes zu ernennen und mit den Größen der alten und der neuen Welt die Friedenspfeife zu rauchen. Aus einem Freiheitskampf auf Leben und Tod ist ein romantisches Idyll geworden. Mit Mokassins, Adlerfedern und einem dicken Bankkonto.

Im Hochsommer des Jahres 1782 wurde der Oberst William Crawford zusammen mit einem amerikanischen Arzt, Dr. Knight, von den Shawnees und den Delawaren gefangen. Der Oberst war ein guter Freund des großen George Washington, und aus diesem Grunde ist der Bericht von seinem Martertod, den Dr. Knight als ohnmächtiger Augenzeuge miterleben mußte, erhalten geblieben. „Sie befestigten einen Strick an einem Pfosten, banden dem Obersten die Hände auf den Rücken und knüpften den Knoten an das Ende des Strickes. Dieser war so lang, daß er sich hinsetzen oder einmal um den Pfosten herumgehen konnte. Dann holten die Indianer Flinten und schossen Pulver in den nackten Körper des Obersten... Das Feuer war etwa sechs oder sieben Yards von dem Pfosten entfernt. Drei oder vier Indianer standen abwechselnd auf und preßten ihm brennende Holzenden gegen seinen Körper. Einige Frauen nahmen breite Bretterstücke, auf die sie brennende Holzkohle legten, die sie auf ihn warfen, so daß er bald nur auf glühenden Kohlen oder heißer Asche stehen konnte... Eine Stunde wohl dauerte diese Marter an, dann endlich legte sich der Oberst ganz erschöpft auf den Leib. Sie skalpierten ihn und warfen mir mehrmals den Skalp ins Gesicht. Ein altes Weib nahm ein Brett, häufte heiße Kohlen darauf und legte sie ihm auf den Rücken. Da stand er nochmals auf und begann um den Pfosten herumzugehen..."

Das ist jetzt gerade hundertfünfzig Jahre her. Und die Erinnerung an diese sinnlos grausamen Torturen, die letzten Endes auch die einzige Erklärung für den erbarmungslosen Vernichtungskampf gegen die rote Rasse bilden, ist selbst heute noch in Amerika nicht ganz erloschen. Noch immer gibt es weite Bevölkerungskreise, die — wie George Washington — jede Möglichkeit, die Rothäute im Sinne der Weißen zu zivilisieren, stark bezweifeln. Aber man sollte dabei doch nicht vergessen, daß es auch bei uns in Europa einmal Hexenverbrennungen und „peinliche Fragen" gab, die mit jenen indianischen Sitten eine verzweifelte Aehnlichkeit aufweisen. Die Völker wandeln sich erstaunlich schnell, und selbst scheinbar so tief verankerte Rache-Instinkte können von der Zeit ausgelöscht werden.

»Last Star«, der letzte Häuptling aus dem Stamme der Schwarzfuß-Indianer. Ein Meisterwerk des berühmten Indianermalers Reiß, das die ganze Trauer um eine stolze Vergangenheit zum Ausdruck bringt.

jetzt, und man wird sich über kurz oder lang entscheiden müssen.

Heute sieht man nicht mehr viel von den letzten Resten der Ureinwohner der neuen Welt. Sie leben zurückgezogen in ihren Reservationen, nicht gerade großen Landstrichen, die man ihnen zugewiesen hat, damit sie sich dort „selbständig" entwickeln könnten. Nur in den Film-Wochenschauen und bei den Gala-Empfängen im Weißen Haus spielen sie noch eine gewisse Rolle. Wenn man näher hinsieht, ist dies alles im Grunde nichts anderes als Hagenbecks geniale Methode, den gefangenen Tieren wenigstens die Illusion der Freiheit zu lassen. Es ist ein menschlicher Zoo, in dem die Indianer als fremdartige Museumsstücke den staunenden Europäern — „in Freiheit dressiert" — vorgeführt werden. Nur ihre Kinder zeigen sich in der Welt der Weißen. Denn Amerika ist sich seiner Pflicht bewußt, es weiß, was es der Zivilisation schuldig ist.

Es hat eine ganze Anzahl von Regierungsschulen für die kleinen Indianer eingerichtet, die sogenannten U. S. Indian Industrial Schools in Oklahoma, Kansas, Kalifornien, Arizona. Da wird der jungen Rothaut beigebracht, wie stark der weiße Mann ist und wie herrlich weit er gekommen ist. Und nach ein paar Jahren, wenn der Indianer einen Blick in diese schöne Welt amerikanischen Glanzes getan hat, wird er wieder in die Reservation zurückgeschickt. Nun kann er lesen und schreiben, er kann sogar ziemlich korrektes Englisch sprechen, er weiß, wie man draußen in der Welt Geld macht und wie sich ein Gentleman anzieht und benimmt. Aber all dies Wissen ist für den Indianer ohne Sinn und Zweck. Der Smoking ist in den Wäldern seiner Heimat nicht gerade angebracht, und die Grundsätze der modernen Hygiene lassen sich dort, wo er sein Leben zu führen gezwungen ist, ebensowenig durchführen wie das Tomahawk-Werfen in den Straßen von New York.

Es dauert nur ein paar Monate, dann fällt die ganze, eben erst mühsam erworbene Zivilisationstünche ab, und übrig bleibt nur ein Gefühl grenzenloser Verbitterung. Warum, fragt der Indianer, weckt man in ihm erst die Sehnsucht nach einem menschenwürdigeren Dasein, wenn man ihm nachher doch nicht gestattet, es zu führen? In einigen wenigen Fällen gelingt es ihm, aus der Umhegung der Reservationen auszubrechen und sich einen Platz im normalen Produktionsprozeß zu erobern. Aber das sind Ausnahmen. Die Masse bleibt im Land ihrer Väter, unfreiwillig und fruchtlos dagegen aufbegehrend.



Schließlich finden sie sich resignierend mit ihrem Los ab. Es geht diesen 250.000 roten Menschen im Grunde ja auch nicht schlecht. Sie wissen, daß man sie sozusagen aus wissenschaftlichen Gründen schont, daß man sehr daran interessiert ist, die letzten Reste einer fast ausgerotteten Kultur am Leben zu erhalten.

Ein ganz anderer Umstand hat in den letzten Jahren die Unzufriedenheit der Rothäute immer wieder aufs Neue entfacht. Und das ist eben jenes Büro in Washington, das ihr Vermögen verwaltet. Der Zufall wollte es, daß

gerecht werden. Einsichtige Amerikaner haben das auch schon lange erkannt und immer wieder die Forderung nach der Gleichsetzung der Indianer mit den übrigen Staatsbürgern erhoben. Gerade in den letzten Monaten hat die Diskussion darüber wieder einge-



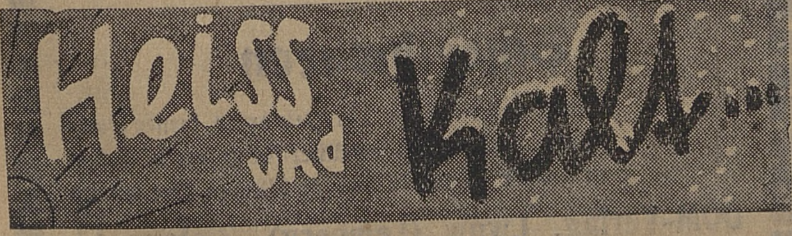
Indianisches Ehepaar aus der Nationalpark-Siedlung.

man den Indianern gerade Gebiete mit riesigen Petroleumvorkommen als Reservationen zugewiesen hatte. Im Anfang des großen Oel-Runs hatte man einfach versucht, sie zum Tausch ihrer Ländereien mit anderen, fruchtbareren zu überreden. Heute geht das nicht mehr. Winnetou weiß jetzt, wie der weiße Mann Geld macht, er hat in seinen Schulen den Amerikanern zu tief in den Topf geguckt. Er beruft sich auf sein verbürgtes Besitzrecht und verlangt für das Land seinen Preis. Dei Oelmagnaten müssen zu ihrem Schrecken erkennen, daß sie jetzt plötzlich Geschäftspartner vor sich haben, die ihnen an Gerissenheit zumindest ebenbürtig sind. Sie müssen Preise für die Bohrrechte zahlen, die sie sich in diesen Territorien nie haben träumen lassen. In den letzten zwei Jahren hat sich das alles freilich unter dem Druck der Krise geändert. Aber inzwischen sind die Indianer bereits Millionäre geworden. Sie können, wenn sie Lust haben, an der Börse spekulieren, sie können Grundstücke kaufen und sich an den Oelgesellschaften beteiligen.

Doch die amerikanischen Behörden haben schon Vorsorge getroffen, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Unter dem Vorwand, man müsse es verhüten, daß der geschäftsgewohnte Indianer um sein Geld geprellt werde, haben sie es übernommen, das Vermögen der Rothäute zu verwalten. So sitzen die Clerks in dem Hause in Washington und zahlen den reichen Indianern immer gerade nur soviel aus, wie ihrer Meinung nach zu einem angemessenen Lebensunterhalt notwendig ist. Nach ziemlich sicheren Schätzungen sollen es nicht weniger als 15 Milliarden Dollar sein, die den Indianern gehören, über die sie aber nicht verfügen dürfen.

Kein Wunder, daß die Unzufriedenheit wächst. Millionär zu sein ohne Geld, das ist fast noch schlimmer als eine gute Schulbildung zu besitzen, die man nicht verwerten kann. Das Kriegsbeil wird zwar begraben bleiben. Aber mit den immer lauter erhobenen Forderungen der Indianer wird man sich nun doch auseinandersetzen müssen. Winnetou hat keine Lust noch weiter Museumsobjekt zu bleiben, er beansprucht die Rechte jedes anderen Staatsbürgers. Denn seine Pflichten — Steuern zu zahlen — darf er ja schon längst erfüllen.





Von F. A. Poel

Wir Menschen lassen uns leicht dazu verleiten, uns selbst in den Mittelpunkt alles Geschehens zu stellen. Dabei übersehen wir leicht, daß uns von der weisen Allmutter Natur nur ein kleiner Platz im Rhythmus des Geschehens als Wirkungskreis zugewiesen worden ist, und zwar ein Platz, der hin und wieder scheinen läßt, als sei gerade der Mensch es, der am stiefmütterlichsten von der Natur behandelt worden ist. So zum Beispiel sind des Menschen viel gerühmte fünf Sinne und besonders seinem Empfindungsvermögen gar enge Grenzen gesetzt, die im Vergleich zu denen ihm untergeordneten Wesen bescheiden zurücktreten müßten. Von der Zugvögel wunderbaren, bis heute noch nicht erschlossenen Fähigkeit, sich über Tausende von Meilen hinweg zu orientieren, ohne daß auch nur ein einziges Wegmal als Anhaltspunkt dient, von Leistungen der Insekten, wovon einige ihnen genehme Pflanzen, Tiere und Menschen über kilometerweise Entfernung hinweg zu „riechen" vermögen, und von Leistungen anderen Getiers soll hier geschwiegen werden. Hier soll nur das kleine Intervall betrachtet werden, das wir Menschen mit einem „sehr warm" und „sehr kalt" zu begrenzen pflegen, und zwar unter Berücksichtigung der letzten, der Allgemeinheit noch nicht bekannten Forschungen, bei deren Ergebnisse das Thermometer als Wertmesser dient.

Dieses besagte Intervall umschließt alles in allem nicht mehr als einhundert Teilstriche auf dem Thermometer. Schon bei einer Wärme von 40 Grad gerinnt das Eiweiß, dieser geheimnisvolle Stoff, der die Grundlage für das gesamte organische Leben, also auch für das menschliche, verkörpert. Der menschliche Körper würde demnach sofort zerfallen und unrettbar dem Tode geweiht sein, wenn die Bluttemperatur, die bekanntlich 37 Grad Celsius beträgt, nur um wenige Teilstriche auf dem Wärmemesser stiege und wenn nicht der Körper durch sodann sofort einsetzende Absonderung von Schweiß und dessen Verdunstung für Abkühlung von außen her sorgte. So vermag die menschliche Haut für kurze Zeit eine Temperatur von 70 Grad zu ertragen. (Einige kühne Forscher konnten sogar mehrere Sekunden in einem Raum verweilen, in dem mehr als 120 Grad herrschten.) Doch vor noch höheren Temperaturen muß der menschliche Organismus bedingungslos kapitulieren.

Was sind diese Temperaturen im Vergleich zu denen, die wir an glühenden und brennenden Körpern zu messen in der Lage sind, und nun erst neben jenen, die im Weltall, auf fernen Gestirnen nachgewiesen werden konnten!

Schon in der 1600gradiger Glut des schmelzenden Eisens ist das Leben undenkbar; in ihr kann auch kein anderer organischer Körper bestehen, in ihr können gerade noch einige anorganische Stoffe ihren festen Zustand behalten. In der Oberflächentemperatur der Sonne, die nach neuesten Messungen ziemlich genau 5700 Grad beträgt, sind aber auch sie fast ohne Ausnahme dem Zerfall geweiht und müssen sich in Elemente auflösen. Uebergibt man nun diese Elemente der Non-plus-ultra-Heißglut des heißesten aller Sterne, des Gamma-Pegasi, dessen Temperatur mit 400 000 Grad gemessen worden ist, dann würden sich innerhalb eines unnennbar kleinen Bruchteils einer Sekunde nicht nur die Elemente in Atome auflösen, sondern diese selbst würden augenblicklich zerfallen. In dieser unvorstellbaren Glut herrscht ein Zustand, den kein Physiker kennt, den uns selbst der phantasiereichste Dichter nicht ausmalen könnte. Schon die Temperatur von „nur" 20 000 Grad, die kürzlich ein amerikanischer Gelehrter dadurch erzeugte, indem er einen elektrisch geladenen Kondensator zur Entladung brachte, und die die höchste bis heute künstlich hochgetriebene Temperatur ist, ist unvorstellbar.

Wie klein ist in Anbetracht dieser Werte jene Strecke auf der Wärmeskala, die uns Menschen zum Leben angewiesen worden ist! Nicht einmal zum Teilstrich Einhundert dürfen wir uns ohne Schaden zu nehmen hinaufwagen, nicht einmal einen Millimeter gestattet uns die Natur auf dem vier-Meter-Maßstab der Wärme entlang zu gehen! —

Noch ungünstiger schneidet der Mensch ab, wenn er auf der Temperaturskala *unter* den von ihm fixierten Nullpunkt geht. Unter dem Nullpunkt, der ja der Gefrierpunkt des Wassers ist, ist sein Leben noch schneller in Gefahr. Sattsam bekannt ist ja die Tatsache, daß der Alpinist, wenn er in der Kälte winterlicher Pracht einmal von einer unvermuteten Schwäche angefallen wird, seine volle Energie darauf konzentrieren muß, nicht einzuschlafen; der weiße Tod wäre ihm andernfalls gewiß, selbst dann, wenn die Quecksilbersäule nur um ein weniges unter Null zusammengeschrumpft ist. Und weiter dürfte bekannt sein, daß Mitglieder von Pol-Expeditionen selbst dann, wenn sie sich ununterbrochen körperlich betätigen, nicht das Absterben ihrer Extremitäten zu verhindern vermochten, sofern sie sich einer Kälte von etwa 60 Grad auszusetzen hatten.

Strenggenommen kennt die Wissenschaft überhaupt keine Kältegrade; sie kennt nur Wärmegrade und dazu noch den sogenannten „absoluten Nullpunkt", der 273 Grad unter dem Gefrierpunkt des Wassers, unter unserem Nullpunkt liegt. Natürlich ist bei diesem absoluten Nullpunkt auch nicht das leiseste Leben möglich. Alles ist in Erstarrung, selbst alle anorganischen Körper, ja, sogar die Moleküle und Atome, die Bausteine der Substanz, erstarren in ihren Bewegungen, und es ist errechnet worden, daß eine größere Kälte als 273 Grad unter dem Wassergefrierpunkt überhaupt nicht denkbar ist. Doch es ist bisher noch nicht gelungen, diesen absoluten Nullpunkt, diese ungeheure Kälte, die den ganzen leeren Weltenraum anfüllt, auf künstlichem Wege zu erreichen.

Der Landwirtschaftliche Kalender für Polen

für das Jahr 1933 ist in seiner alten, gediegenen Ausstattung und mit sehr reichhaltigem Inhalt schon erschienen. Der Preis ist von 2,40 zł auf 2,— zł herabgesetzt worden.

Erhältlich in der **Domverlagsgesellschaft-Lwów, ul. Zielona 11.**

Verantwortlicher Schriftleiter: Jaques Keiper, Lemberg. Verlag: „Dom", Verlagsgesellschaft m. b. H. (Sp. z ogr. odp.), Lwów (Lemberg), Zielona 11.
Druck: Concordia Sp. Akc., Poznań, Zwierzyniecka 6.